

Werk

Titel: Referate und Rezensionen

Ort: Berlin

Jahr: 1899

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345617002_0021 | log115

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Referate und Rezensionen.

Paul, Hermann. *Prinzipien der Sprachgeschichte.* Dritte Auflage. Halle a. S. M. Niemeyer 1898, gr. 8^o. X und 396 S.

Von 288 Seiten der ersten Auflage ist das Buch, unter gleichzeitiger Vergrößerung des Seitenumfanges, auf 368 in der zweiten und 396 in der dritten gekommen. Schon diese Ziffern geben zu erkennen, dass der Unterschied der letzten Auflage von der zweiten nicht so stark ist als der zwischen den beiden ersten bestehende. Mit der zweiten Auflage kam uns ein fast neues Buch zu. Überall Veränderungen und gleichzeitig Erweiterungen, so dass der Umfang auf das Anderthalbfache der ersten Ausgabe stieg. Die Abänderungen und Zufügungen der neuen Auflage halten sich in bescheidenen Grenzen. Das meiste Neue erscheint im vierten¹⁾ Kapitel „Wandel der Wortbedeutung“ und im achten „Kontamination“. Es sei mir gestattet, zum letzteren ein paar Bemerkungen zuzufügen. Paul definiert „Kontamination“ als den „Vorgang, dass zwei synonyme oder irgendwie verwandte Ausdrucksformen sich gleichzeitig ins Bewusstsein drängen, so dass keine von beiden rein zur Geltung kommt, sondern eine neue Form entsteht, in der sich Elemente der einen mit Elementen der andern mischen.“ Die „Kontamination“ (Mischung, Verschränkung) begegnet ebensowohl auf syntaktischem als auf lautlichem Gebiet. Nicht nur zwei Wörter von gleicher, ähnlicher oder gegensätzlicher Bedeutung können lautlich miteinander vermengt werden: auch zwei Redensarten können durcheinander geraten. Im Französischen hat die Vermengung von „*je me souviens de ce fait*“ und „*je me rappelle ce fait*“ zu „*je me rappelle de ce fait*“ geführt, im Deutschen ist ‚ich erinnere mich dieser Thatsache‘ mit ‚ich besinne mich auf diese Thatsache‘ zu ‚ich erinnere mich auf . . .‘ verschränkt worden. Nach Paul spielt die Kontamination auf dem Gebiete der Syntax eine ‚noch bedeutendere Rolle‘ als auf lautlichem. Das gebe ich zu. Es scheint mir aber, als ob der Verf. die Bedeutung der Kontamination für das letztere Gebiet doch nicht hoch genug anschlage. So liesse sich z. B. über die gegenseitige Beeinflussung der Verwandt-

¹⁾ Nicht „dritten“, wie es fälschlich in der Vorrede heisst..

schaftswörter ein langes Kapitel schreiben, mit Belegen aus allen indogermanischen Einzelsprachen. Es würde an Umfang hinter dem über die gegenseitige Beeinflussung der Zahlwörter nicht eben erheblich zurückstehen. Selbstverständlich sind wir berechtigt, ich könnte auch sagen gezwungen, anzunehmen, dass dieselben Triebkräfte, die während der Entwicklungsgeschichte der Einzelsprachen thätig gewesen sind, auch schon zu Zeiten der indogermanischen Sprachgemeinschaft ihren um- und neuschaffenden Einfluss geäußert haben. Bei der Zusammenstellung des indogermanischen Wortschatzes stößt man auf eine Anzahl von Wörterpaaren, die bei gleicher Bedeutung eine auffallende Gleichheit des Ausgangs aufzeigen, vielfach aufeinander reimen. Man hat zu den kühnsten Annahmen gegriffen, um die Paare auf je eine Grundform zu bringen; ich verweise beispielshalber auf die Versuche, die man zu dem Zweck mit den verschiedenen Wörtern der indogermanischen Einzelsprachen für ‚Zunge‘ angestellt hat in: *Sitzungsber. Wien. Ak. d. W.* CXXV, 2. Abhandl.; *Indogerm. Forsch.* II 1 f.; *Orient. Studies Or. Club Philadelphia* 177 ff.; *American Journ. Philol.* XVI 426 ff.; *Journ. American Orient. Soc.* XVI *Proceed.* 228 ff. Sie haben mich nur in der Anschauung bestärkt, dass die Zurückführung z. B. des altind. Worts für ‚Zunge‘ *jihvā* und des altlatein. *dingua*, späteren *lingua* auf eine gemeinsame Grundform unmöglich ist. Aber andererseits besteht auch kein Zweifel über die lautliche Gleichheit der Wortausgänge *-hvā* und *-gua*. Also, schliesse ich, ist bereits in ursprachlicher Zeit ein Wort für ‚Zunge‘, das aus den Silben a + b bestand, mit einem synonymen Wort c + d kontaminiert worden, so dass ein neues Wort für ‚Zunge‘ a + d entstand, das nun im Verein mit dem gleich ausgehenden c + d das alte a + b verdrängte. Vergl. dazu *Indogerm. Forsch.* III 188.

Auf ursprachlicher Kontamination beruht gewiss auch ein sehr beträchtlicher Teil dessen, was man als „sekundäre Wurzelbildung“ bezeichnet hat; so Persson *Studien zur Lehre von der Wurzelweiterung und Wurzelvariation (Upsala Universitets Årsskrift 1891)*. Die Zeiten, da man das lat. *pēdō* und das ahd. *ferzu* — *sit venia verbo!* — einfach einander gleichstellte, sind längst vorüber; das lat. Verbum weist auf ursprachliches **pezdō*, das ahd. auf **perdō*. Nach der von Persson in dem genannten Buch empfohlenen Methode der Zerlegung ‚sekundärer Wurzeln‘ in ‚primäre Wurzeln‘ und ‚Wurzeldeterminativa‘ würden wir auf eine ‚primäre Wurzel‘ *pe* geführt, die einmal mit *s* und *d*, das andre Mal mit *r* und *d* ‚determiniert‘ wäre. Die Annahme einer so gebauten ‚Wurzel‘ ist aber nach allem, was bislang über den Bau der indogermanischen ‚Wurzeln‘ ermittelt ist, unstatthaft. Sollen wir also *pēdō* und *ferzu* etymologisch ganz voneinander trennen? Ich unterschreibe völlig, was Bloomfield *Indogerm. Forsch.* IV 75 sagt „I do not believe in any discussion of **pezdō* ‚pēdō‘ which does not consider at the same time the semantic equivalent **perdō*“. Die beiden Verba dürfen nicht identifiziert, aber ebenso-

wenig auseinandergerissen werden; ihre lautlichen Beziehungen sind durch Kontamination zu stande gekommen, die ich schon *Wochenschr. klass. Philol.* 1892, 397 in einer Besprechung der Persson'schen Schrift als „einen von ältester Zeit an höchst einflussreichen Faktor in der Sprachgeschichte“ bezeichnet habe; s. ferner Bloomfield *Indo-germ. Forsch.* IV 66 ff., Brugmann *Grundr. vergl. Gramm.* I² 426.

Ich wünsche der dritten Auflage des trefflichen Buchs recht viele aufmerksame Leser, der künftigen vierten aber einen Index.

GIESSEN.

BARTHOLOMAE.

Nitzsche, M., *Über Qualitätsverschlechterung französischer Wörter und Redensarten.* Eine semasiologische Untersuchung. Diss., Leipzig-Reudnitz, Druck von August Hoffmann, 1898. 64 S. 8^o.

Die vom Verf. behandelte Erscheinung — die Herabsetzung des Gefühlswertes von Wörtern (die Redensarten zieht der Verf. zum ersten Male heran) — ist unter allen semasiologischen¹⁾ Problemen am frühesten bemerkt und teils dilettantisch, teils wissenschaftlich in mehr oder minder ausführlicher Weise schon oft behandelt worden, ausser in den vom Verf. genannten Schriften schon 1783 von Nemeitz (*Berl. Monatsschr.*, Juli), ebenda von Stosch, 1793 von Hillmer (*Bemerkungen u. Vorschläge zur Berichtigung der deutschen Sprache*, S. 92), ferner von G. Manno (*Della fortuna delle parole*, 1838), W. Wackernagel (1859 u. 1860, in Pfeiffers *Germania* IV u. V), Ed. Müller (*Zur engl. Etymologie*, 1865), E. Littré (*Études et glanures*, Kap. I: *Pathologie verbale*, 1880), O. Kares (*Poesie u. Moral im Sprachschatz*, 1882), C. Müller (*Zs. f. d. deutschen Unterricht*, 1889), K. Schmidt (*Die Gründe des Bedeutungswandels*, Progr. 1894), R. Thomas (*Blätter f. d. Bayr. Gymn.-Wesen*, 1894 u. 1896), K. Erdmann (*Vorstellungs- und Gefühlswert der Worte, Beil. zur Allgem. Zeit.*, 1896, Nr. 222 u. 223), J. Stöcklein (*Bedeutungswandel der Wörter*, 1898, Kap. VI u. VII), endlich in der *Köln. Zeit.* Nr. 1046 (6. Nov. 1898), und wohl noch öfter in alter und neuer Zeit.

Während sich aber alle diese Arbeiten, soweit sie nicht überhaupt als beiläufige Bemerkungen aufzufassen sind, und jedenfalls soweit das Französische in Betracht kommt, nur nebenher und in grösserem Rahmen mit dem früher sogenannten „pejorativen Zuge in der Entwicklung der Wortbedeutung“ beschäftigen, will der Verf. eine

¹⁾ Ich gebrauche diesen Terminus im folgenden überall in dem Sinne „auf den Bedeutungswandel bezüglich“, um mich nicht von der jetzt üblichen Auffassung, die auch die des Verfs. ist, zu entfernen; ebenso Bedeutungslehre = Lehre vom Bedeutungswandel; welche Unzukömmlichkeiten dieser Usus mit sich führt, gedenke ich später an anderem Orte zu zeigen und auch einen Vorschlag zur Abhülfe zu machen; vorläufig verweise ich auf meine Besprechung von Pauls *Prinzipien*, 3. Aufl., in der *Zs. f. rom. Phil.* XXIII 538—53.

eingehende Specialuntersuchung über das im Titel angedeutete Thema liefern. Dies ist an und für sich sehr dankenswert, und auch das ist durchaus anzuerkennen, dass der Verf. seine Aufgabe mit Geschick angefasst und, insofern es von seinem Standpunkte aus möglich war, — seine Abhandlung soll ausdrücklich „in erster Linie eine philologische und keine psychologische sein“, — auch gut für eine künftige Lösung, die allerdings nur vom psychologischen Standpunkte aus erfolgen kann, vorbereitet hat. Vor allem

1. durch eine, absolut genommen, sehr reichhaltige, in gewissen, gleich zu berührenden Beziehungen sogar zu reichhaltige Beispielsammlung, die freilich bei gründlicher Ausnützung der Quellen, welche dem Verf. zu Gebote standen, noch bedeutend reicher hätte ausfallen können: so fehlen, um nur einige typische Beispiele zu nennen, *ladre*, *tartufe*, *harpagon*, *lovelace*, *néron*, *Arabe*, *esclave*, *vandale*, (sämtlich bei Franz, *Bedeutungswandel im Frz.*), *frivole* (bei Tobler, *Zs. f. Völkerpsych.* VI 409), *cagot*, *cafard* (bei Morgenroth, *Zs. f. frz. Spr.* XV 21), *reliques*, *case* (bei Lehmann, *Bedeutungswandel im Frz.*), und auch die Durcharbeitung von Villattes *Parisismen*, die (ungenannt; überhaupt nennt der Verf. bedauerlicherweise nur selten seine Quellen) benutzt zu sein scheinen, hätte noch gar manches ergeben, was sich, wie von den obigen Fällen *ladre* bis *néron*, *frivole*, nur schwer oder gar nicht in des Verfs. Kategorien gefügt und also deren Vermehrung bedingt hätte; ich setze ferner, zumeist aus den oben S. 3 angeführten Schriften, nur ganz beiläufig noch her: *afr. ennemi*, *aversiers* Teufel, *châtiment*, *fable*, *braire* (v. Menschen, von *b. yanen* aus), *astrologie*, *damoiseau*, *triacleur*, *Marguerite* böse Sieben (s. J. Meier, *Beil. zur Allg. Zeit.* 1899, Nr. 131 S. 5), *bourgeois* im Munde der Socialisten, *démon*, *idole*, *simple* einfältig. Aber diese Lücken haben verhältnismässig wenig zu bedeuten; was der Verf. geboten hat, genügt jedenfalls vollauf als Ausgangspunkt für weitere Untersuchungen auf diesem Gebiete, und die nötigen Ergänzungen werden sich finden. Wichtiger ist, dass an nicht wenigen Stellen ein Zuviel vorhanden ist, ein Zuviel mindestens angesichts der Deutung, welche der Verf. den hieher gehörigen Erscheinungen angedeihen lässt. Es handelt sich a) um Fälle wie *mercenaire* Söldling > feil, käuflich (S. 19), *mesquin* junger Mann, Diener > gering, dürftig (S. 19), *malotru* Unglücklicher > ungeschickt, grob, tölpelhaft (S. 20), *chétif* Gefangener > elend, feig (S. 20), *étrange* Ausländer, Fremder > sonderbar, seltsam (S. 13), etc. Der Irrtum, der hier (abgesehen von andern, noch später zu besprechenden Mängeln methodischer Art), zu Tage tritt, beruht darauf, dass der Verf., hierin übrigens nur seinen sämtlichen Vorgängern folgend, keine genaue Scheidung zwischen Wortbildung und Bedeutungswandel vornimmt. Von Bedeutungswandel kann doch nur die Rede sein, wenn gleichzeitig die Form des Wortes (soweit es sich nicht um den, das Wort als solches bekanntlich nicht treffenden Lautwandel handelt)

unverändert bleibt; zur Form des indogerman. Wortes aber (und nur mit diesem haben wir es hier zu thun) gehören auch die Formdispositionen, die dem Worte beim Eintritt in den Satz angeheftet werden; „so empfängt z. B.“, um das bereits *Zs. f. rom. Phil.* XXII 326 Gesagte auf unsern Fall anzuwenden, „ein neugebildetes Wort *rouge-gorge* beim Eintritt in den Satz *la r. est un oiseau*²⁾ die Kategorie als Subjektwort und Subst.; es ist in künftigen Sätzen wieder der Anwendung als Subjektwort, aber auch als Objektwort, nominales Prädikatswort, mit *de* als Attributwort fähig, es kann einen Plural bilden, etc.; verwehrt aber ist ihm die Anwendung als „ursprüngliches Subjektbestimmwort (wozu ich die Adjj. und adj. Numeralia, Participia und Pronomina rechne, s. a. a. O. S. 324 f.), „weil es dann, im Gegensatz zu den bisherigen Fällen, seine Kategorie als Subst. aufgeben müsste“, also z. B. nicht mehr der Verbindung mit dem Artikel fähig wäre. Tritt aber eine solche kategoriale Verschiebung ein, so liegt nicht mehr blosser Bedeutungswandel, sondern schon Wortbildung vor, und Fälle wie die oben angeführten müssen daher, selbst wenn sich die frühere substantivische Bedeutung nachweisen lässt, was z. B. bei *étrange* jedoch meines Wissens nicht der Fall ist, ausgeschlossen werden, während *étrange qui est d'un autre pays* > *qui est en dehors de l'ordinaire* (beidemale Adj.) ganz in der Ordnung ist. *Juiffer* betrügen (S. 14), *Jean-bête*, *Jean-fesse* (S. 17), *momentanée*, *horizontale*, *marchande de sourires* (S. 44), etc., vollends sind wie auch die Flüche S. 45 f. (*tudieu* etc.) ganz klare Neubildungen, die schon bei ihrer Schöpfung ungünstige Bedeutung haben. — b) In einer andern Reihe von Fällen, nämlich bei ganzen Redensarten, liegt teils ebenfalls Neubildung mit vom Anfang an ungünstiger Bedeutung vor (vgl. S. 14 *tomber dans la Grèce* Falschspieler werden, von *la Grèce* die Welt der Falschspieler abgeleitet, S. 23 *faire le saint* frömmeln, S. 24 *faire son Joseph* blöde thun und das offenbar darnach gebildete *faire sa Joséphine* faire la prude, S. 33 *c'est un triste sire*, S. 39 *elle est entre deux âges*, S. 40 *il a l'esprit troublé*, S. 40 *aimer à lever le coude*, *se donner une culotte*, etc. etc.), teils ein einfacher Vergleich, bei dem die ungünstige Bedeutung (wie z. B. auch schon in *faire le saint* etc.) durch ein andres Wort der Phrase ausgedrückt ist als durch dasjenige, welchem der Verf. die Gefühlssenkung zuschreibt: vgl. S. 14 *soûl comme un Polonais*, S. 21 *jurer comme un charretier*, S. 24 *gris comme un cordelier*, S. 38 *bête comme un chou*. Steht auch ausser Zweifel, dass die Wörter *Polonais* etc. aus solchen Verbindungen bisweilen nicht intakt hervorgehen und dann in Phrasen wie *boire comme un Polonais* eintreten können, wo man allerdings schon von einer schlechten Bedeutung von *Polonais* reden darf, da aus *boire* allein nicht ohne weiteres die Bedeutung unmässig trinken zu erschliessen ist, — steht

²⁾ *Rouge-gorge* war ursprünglich Femininum.

dies auch ausser Zweifel, so kann doch eine Verschlechterung des Gefühlswertes nur bei solchen Redensarten zugegeben werden, welche vorher eine günstige oder indifferente Bedeutung hatten: S. 42 *Dieu vous assiste, c'est bien, allez vous asseoir*, etc. — Nach diesen notwendigen Ausscheidungen kann nunmehr

2. zur Auseinandersetzung mit den „Bedingungen oder Faktoren“ geschritten werden, die nach des Verfs. Darstellung bei der Qualitätsverschlechterung von Einfluss sind. Er zählt (S. 12) folgende auf: 1. Nationaler Gegensatz, 2. Socialer, 3. Religiöser, 4. Bildungs-Gegensatz, 5. Ästhetische Anschauungen, 6. Euphemismus, 7. Ironie, 8. a) Konventionalismus, b) Individualismus. Sicher ist wiederum, dass alle diese Faktoren auch bei einer künftigen psychologischen Bearbeitung des Themas eine Rolle spielen müssen; ebenso sicher aber ist — dies kann schon jetzt gesagt werden —, dass sich ihre relative Wichtigkeit einerseits und ihr Zusammenhang mit den sprachgeschichtlichen Thatsachen andererseits sehr erheblich anders gestalten werden als in der Darstellung Nitzsches. Die Begründung dieser Behauptung kann ich hier nicht in extenso geben, denn dies würde uns sofort mitten in die verwickeltesten principiellen Fragen hineinführen; auch welche Ergänzungen die Reihe dieser Faktoren in Zukunft erfahren muss, kann hier nicht a priori erörtert werden; ich will statt dessen lieber versuchen, an der Hand einiger Beispiele zu zeigen, wie die vorwiegend „philologische“ d. h. einzelsprachliche Forschung nunmehr, von des Verfs. und seiner Vorgänger Aufstellungen ausgehend, der, wie gesagt, nur von der Psychologie zu erwartenden Lösung des Problems vorarbeiten kann und muss. — Zunächst und vor allem a) durch die von den klassischen Philologen schon seit längerer Zeit auch auf dem Gebiete der Bedeutungslehre erfolgreich gehandhabte Methode der Einzeluntersuchung in dem Sinne, dass die Geschichte einzelner Fälle, bei denen die Bedingungen der Überlieferung günstig liegen, möglichst vollständig aufgeheilt wird. Nur so kann der vorschnellen Einreihung von Einzelfällen in grosse Kategorien — eine Klippe, um die der Verf. durchaus nicht immer herumgesehelt ist — vorgebeugt werden. Dass z. B. die Bedeutung Giftbissen von *boucon* < *it. boccone* Bissen nichts mit nationalem Gegensatz zu thun hat, wird durch die einfache Feststellung bewiesen, dass auch *boccone* in der Bedeutung *pillola velenosa* vorkommt, so zwar, dass *dare il boccone a (uno)* für *avvelenare* gebraucht wird; ebenso ist die Geschichte von *grec* Falschspieler ganz anders geartet, als es nach dem Verf. (S. 14) den Anschein gewinnt: Littré giebt hier gewiss die richtige Entwicklung: *un grec, un homme habile dans la connaissance du grec; fig., être grec en qch., y être habile, trop habile; un grec, un homme qui floute au jeu; so auch der Dict. général*, den der Verf. gar nicht benutzt zu haben scheint. Im Falle *boucon* genügt es noch, das ital. Wörterbuch zu befragen, um eine falsche Einreihung zu vermeiden und zu erfahren, dass es sich um

einen Euphemismus handelt; bei *grec* aber wird man schon auf Forschungen in der Litteratur selbst angewiesen, denn die Ermittlung des treibenden Faktors bei der Veränderung des Gefühlswertes hängt hier direkt von der Aufdeckung der Umstände ab, unter denen das Wort die neue Bedeutung gewonnen hat. Liegt hier Ironie zu Grunde?, spielte der Umstand eine Rolle, dass die Falschspieler, welche die Veranlassung zur Bedeutungsänderung von *grec* wurden, zufällig Griechen waren? — diese Fragen können nur durch eingehende historische Untersuchung gelöst werden. Vielleicht wird man ja gerade bei *grec* zu keinem bindenden Resultate gelangen; gewiss aber giebt es Fälle genug, wo sich ein solches erreichen lässt, und nur die so erzielten Ergebnisse können als wissenschaftlich wertvoll angesehen werden. Dass wir uns auf dem Gebiete der Bedeutungslehre in einer so traurigen Lage befänden, wie es der Verf. (S. 3) glauben machen will („alles ist hier veränderlich, unsicher, fliegend, mehr oder minder der individuellen Auffassung unterworfen; Gesetze gelten hier ebensowenig wie für andre Kultur- und Geschichtswissenschaften“ — eine sonderbare Anschauung, die er übrigens von Franz [*Bedeutungswandel im Franz.*] übernommen hat), kann ich nicht zugeben; auch in der (historischen) Phonetik, für die Nitzsche Gesetze gelten lässt, liegen die Dinge nicht anders als in der Bedeutungslehre; von Gesetzen in dem (naturwissenschaftlichen) Sinne, dass sich aus der Ursache progressiv stets die Wirkung vorausberechnen liesse, ist auch dort nicht die Rede, sondern nur von gewissen Regelmässigkeiten, die noch dazu nur in ganz bestimmter räumlicher Ausdehnung und zu ganz bestimmten Zeiten eintreten; von der Erkenntnis einer psychischen Kausalität des Lautwandels ist man derzeit noch viel weiter entfernt als von der einer psychischen Kausalität des Bedeutungswandels. Denn dem Bedeutungsforscher stehen mindestens die gleichen, wenn nicht sogar mehr Mittel der Erkenntnis zu Gebote wie dem Lautforscher; er hat dieselbe Litteratur zur Verfügung, denselben Umkreis der gesprochenen Dialekte, und ausserdem noch den Vorteil, dass er sich nicht so sehr an Ort und Zeit zu binden braucht, sondern sein Material, wenn in der einen Sprache die Überlieferungsverhältnisse ungünstig liegen, öfter und sicherer aus andern Sprachen ergänzen kann, als es dem Lautforscher möglich ist, der sich ausserdem auch bei den litterarischen Quellen immer erst durch die Schrift zum Laute durcharbeiten muss. Nur ist in der Bedeutungslehre streng methodisches Vorgehen natürlich ebenso geboten, wie in der Lautlehre. Es ist z. B. durchaus unstatthaft, wie dies der Verf. zu wiederholten Malen thut, zwischen die zwei zu verknüpfenden Bedeutungen eine dritte einzuschieben, die nach einer andern Richtung direkt aus der Grundbedeutung entwickelt ist, und dann die jüngste Bedeutung aus jener dritten abzuleiten,³⁾ oder umgekehrt eine wirkliche oder

³⁾ Hierher gehören z. B. die bereits oben S. 154 in anderem Zusammenhange erwähnten Fälle *mercenaire* etc., an deren Stelle vielmehr *mercenaire*

fingierte Grundbedeutung direkt mit einer abgeleiteten Bedeutung zu verknüpfen, wenn zwischen jener und dieser eine dritte Bedeutung liegt: man vgl. oben das über *grec* Gesagte und *Polonais Pole* > *P.* Trunkenbold, zwischen denen *soûl comme un P.* und *boire comme un P.*, jenes als Erklärungsmittel, dieses als Mittelphrase, stehen, während der Verf. die beiden Phrasen auf eine Stufe stellt. — Diese methodischen Mängel und der Wunsch ihres Verschwindens führen unmittelbar auf zwei weitere Forderungen, mit deren Erwähnung mir das vorläufig in methodischer Beziehung zu Verlangende erschöpft scheint: α) man halte sich in möglichst sicherer Entfernung von der etymologischen Bedeutung; ich meine dabei nicht Fälle wie *putain*, für das Littré eine nach neuerer Forschung imaginäre Grundbedeutung und der Verf. von dieser aus, Littré folgend, (S. 18) eine Gefühlsenkung konstruiert hat,⁴⁾ sondern solche wie *paillard* (S. 20), wo es doch zum mindesten zweifelhaft ist, ob jemals die Bedeutung „jemand der auf dem Stroh schläft“ vorgelegen habe, und nicht vielmehr (vgl. das pejorative Suffix) sogleich die mit verächtlichem Gefühlston behaftete Bedeutung „gueux“, die sich dann weiter zu „personne portée à la lubricité“ senkte; — β) die letzte Forderung, die übrigens wiederum (vgl. oben S. 156) von den klassischen Philologen und auch auf dem Gebiete des Französischen wenigstens von Lehmann schon längst gelegentlich erfüllt und nur zufolge dem Zwecke, den der Verf. verfolgte, möglichst viele Beispiele zu bieten, bei ihm wieder in den Hintergrund gedrängt worden ist, kann kurz so formuliert werden: Man stelle alle auf den Bedeutungswandel, sei es einzelner Worte, sei es ganzer Redensarten und Sätze, bezüglichen Untersuchungen stets in der Weise an, dass man den ganzen Zusammenhang, die ganze Situation, welche zu der besonderen Verwendung der Ausdrucksmittel Anlass gegeben hat, in vollen Betracht ziehe; dabei

Adj. „qui travaille pour de l'argent > qui n'agit qu'en vue du salaire > à qui l'on fait faire tout ce qu'on veut pour de l'argent“; so hängen ferner afr. *mesquin* garçon und nfr. *mesquin* qui manque d'ampleur gar nicht miteinander zusammen; das eine ist im Mittelalter aus dem Arabischen (*maskin*: arm) entlehnt, das substantiviert wurde und nur in Patois fortlebt; das andre ist zuerst 1611 bei Cotgrave belegt und Lehnwort aus dem Ital. (*meschino*: ärmlich; das seinerseits auf die arabische Grundbedeutung zurückgeht); hier hat sich also die Gefühlsenkung im Ital. (oder Arabischen; ich kann dies jetzt nicht konstatieren) vollzogen, und das Frz. hat nur das Resultat als Lehnwort übernommen.

⁴⁾ *Putain* Obliquus zu *pute*, dies aber nicht < *puta(m)* Mädchen, sondern < *putida(m)* puante; die von Littré citierte Stelle, wo *putain* die Bedeutung *Magd* haben soll („les malvais qui quidierent le rei servir à gré, E guarçuns e putains unt Saint Thomas hué“ *Th. le mart.* 46, 12. Jh.) spricht im Gegenteil für *putain* prostituée, und Littrés Deutung war offenbar von seiner Etymologie beeinflusst; auch die Zusammenstellung mit *guarçuns* kann nichts für ihn beweisen, vgl. Littré selbst s. v. *garçon*: „il y eut un temps dans le moyen âge où garçon prit une acception très-défavorable, et devint une grosse injure, signifiant *coquin, lâche*“.

kommt es, wie besonders Stöcklein in seinen *Untersuchungen zur Bedeutungslehre* (Progr. Dillingen 1895, jetzt, 1899, auch bei Lindauer in München erschienen) nachdrücklich betont und in seiner 1898er Schrift (s. oben S. 153) auch praktisch bethätigt hat, vor allem auf die Aufsuchung solcher Fälle an, wo der Satzzusammenhang geeignet ist, Licht auf die Bedeutungsentwicklung der Wörter und Phrasen zu werfen; dies gilt sowohl für mündliche als für litterarische Quellen; wo man auf die letzteren angewiesen ist, wird, um wieder zu dem engern Thema der Gefühlssenkung zurückzukehren, ausser dem Satzzusammenhang natürlich auch die moralische, religiöse, nationale, sociale, ästhetische etc. Anschauungsweise und Stellung des Autors, die sich in seinem Stil offenbart, ebensowohl zu berücksichtigen sein wie bei der Ausnützung mündlicher Quellen. In der vorläufigen, freilich, wie sich bereits gezeigt hat und bei künftiger Nachprüfung noch weiter zeigen wird, im einzelnen vielfacher Berichtigung bedürftigen Gruppierung des Materials nach solchen Gesichtspunkten hat der Verf. diesem Bedürfnisse ja ebenfalls Rechnung getragen, und es wäre nur zu wünschen gewesen, dass er dabei — **b**) mehr Föhlung mit seinen Vorgängern genommen, beziehungsweise das früher nicht nur auf seinem engern Gebiete, sondern auf dem der Bedeutungslehre überhaupt Geleistete vollständiger gesammelt und für seine Zwecke herangezogen hätte. Auch diesen Mangel teilt er übrigens mit seinen sämtlichen Vorgängern: es scheint unter den Bedeutungsforschern nachgerade Mode geworden zu sein, immer nur auf einige, oft recht wenige, frühere Arbeiten Rücksicht zu nehmen, und die Vorteile, welche eine Centralisation der Forschung gerade in diesem Zweige der Sprachwissenschaft zu bieten imstande ist, preiszugeben. Und so liest man denn, wenn man mit der einschlägigen Litteratur vertraut ist, mit Verwunderung, wie der Verf. — etwa 17 Jahre nach F. Heerdegens *Untersuchungen zur latein. Semasiologie*, 10 Jahre nach M. Hechts *Griechischer Bedeutungslehre*, 8 Jahre nach O. Heys *Semasiologischen Studien* und Heerdegens *Lat. Semasiologie* (Neubearbeitung von Reisigs 1839 erschienenem Kapitel über Semasiologie in dessen Vorlesungen), 5 Jahre nach F. Schröders Programm *Zur griechischen Bedeutungslehre*, 3 Jahre nach Stöckleins oben Z. 1 genannter Arbeit, 2 Jahre nach R. Thomas' Aufsatz (s. oben S. 153), O. Heys *Rückblick und Ausblick über die Semasiologie* (*Archiv f. lat. Lexikogr.* IX 193—230) und M. Pokrovskys *Studien über Methoden der Semasiologie* (vgl. auch die Schriften von C. Müller und K. Schmidt oben S. 153)⁵⁾ — auf S. 3 behauptet: „bis jetzt hat die Semasiologie noch keine eingehende wissenschaftliche Bearbeitung bezüglich der allgemeinen principiellen Fragen erfahren“. Hätte Nitzsche diese zum Teil sehr eingehenden Bearbeitungen gerade

⁵⁾ M. Bréals *Essai de Sémantique* gehört zufolge dem Begriffe, den Bréal von der Bedeutungslehre hat, nicht hieher; vgl. oben S. 153 Anm. 1.

der Principienfragen gekannt, so wäre ihm so mancher Irrtum in der zu den schwächsten Partien seiner Abhandlung zählenden Einleitung (S. 3—13) erspart geblieben, und er hätte wahrscheinlich auch sein doch recht oberflächliches Urteil über die Untersuchung von Morgenroth in dieser *Ztschr.* XV¹ 1—23 anders gestaltet, die mit zu dem Besten zählt, was über semasiologische Fragen bisher geschrieben worden ist. Auch dass der Verf. die oben S. 153 genannten Aufsätze von K. Erdmann nicht benutzt hat, ist sehr zu bedauern und kann nur dadurch ausgeglichen werden, dass gerade diese neben Nitzsches, wie ich zusammenfassend wiederholen zu können mich freue, trotz der hervorgehobenen Mängel doch recht verdienstlicher Arbeit bei den nunmehr hoffentlich bald beginnenden, oben S. 156 geforderten Einzeluntersuchungen in hervorragendem Masse berücksichtigt werden.

LEIPZIG.

O. DITTRICH.

Berghold, K. *Über die Entstehung der Nasalvokale.* (Leipz. Dissert.) Leipzig, Kreysing. 1898. 8^o. 50 S.

Klahn, W. *Über die Entwicklung des lateinischen primären und sekundären mn im Französischen.* (Kieler Dissert.) Kiel, Peters. 1898. 8^o. 70 S.

Staaff, E. *Le suffixe -ime, -ième en français.* (Särtryck ur Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm Publikation 1898.) S. 101—132.

Die Frage der Nasalvokale, einmal ins Rollen gebracht, scheint nicht so bald zur Ruhe zu kommen. Die Arbeit von Uschakoff hat zunächst das Gute gehabt, dass sie G. Paris, den Hauptvertreter der Hypothese von der Entstehung der Nasalvokale in zeitlich verschiedenen Perioden, veranlasst hat, seinen Standpunkt zu präzisieren. (*Rom.* 1898 S. 300.) Die verschiedenen Argumente, die Uschakoff hier gegen diese Hypothese ins Feld führt, werden einer kritischen Besprechung unterzogen. Namentlich von Wert ist, dass G. P. in überzeugender Weise darthut, dass den Schreibungen und Reimen, auf die die Gegner seiner Ansicht sich bisher stützten, jede Beweiskraft fehlt. Andererseits kann sich auch G. P. nicht mehr den Vorteilen verschliessen, die die Annahme eines gleichzeitigen Impulses zur Nasalierung hat. Nur habe dieser Impuls nicht überall gleichweitgehende Folgen gehabt. Bloss bei *a*, *e* sei gleich anfangs starke Nasalierung eingetreten, *i*, *u*, *ü* aber unfähig, voll nasaliert zu werden, hätten sich mit oralem Vokal + Anusvara begnügt, wie es noch jetzt pruz. und frz. Mundarten aufweisen. Der Trieb nach vollständiger Parallelität hätte schliesslich auch hier volle Nasalierung eintreten lassen, nur seien statt nasaler extremer Vokale, die dem französischen Sprachorgan unmöglich seien, die nächstliegenden *ẽ*, *õ* eingetreten.

So klein nun auch das Zugeständnis des Meisters zu sein scheint,

die Entscheidung der Frage ist noch schwieriger geworden, da nunmehr alle Argumente aus der Sprachgeschichte selbst beseitigt sind. Ich suchte allerdings in meiner Rezension von Uschakoffs Arbeit (*Zs. f. rom. Phil.* XXII 539), bei deren Abfassung ich leider G. P.'s scharfsinnigen Artikel noch nicht kannte, die Verschiedenheit der Endkonsonanten in afrz. *mains* und *anz* im Sinne der Suchier'schen Hypothese auszunützen; ich weiss nun allerdings nicht, wie die Gegner derselben sich zu diesen Ausführungen verhalten, aber soviel ist klar, dass auch, wenn sie meine Begründung der Verschiedenheit annehmen, sie sie leicht mit ihrer Ansicht in Einklang bringen können, falls sie nur die neue Formulierung von G. P. acceptieren. Andererseits glaube ich aber auch, die wichtigsten zwei Bedenken, die sie gegen die Suchier'sche Theorie ins Feld führen können, — das eigentümliche Verhalten der Assonanzen und die Unmöglichkeit, \tilde{z} , \tilde{z} zu sprechen — durch die Hinweise auf den Wiener Dialekt und durch meine lautphysiologischen Ausführungen (ebda. S. 540 f.) entkräftet zu haben.

Nun ist es aus dem oben Gesagten klar, dass das Kampffeld einstweilen vollständig dem historisch-linguistischen Gebiet entrückt und auf das lautphysiologisch-phonetische verschoben ist. So scheint es nun ein glücklicher Zufall, dass gerade von dieser Seite her die Arbeit Bergholds uns Aufklärung verspricht. — Die Dissertation macht den Forschern, die sich bis jetzt mit der Frage beschäftigten, den Vorwurf, dass sie das Wann der Nasalierung zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machen, ohne sich zunächst über das Wie die nötige Klarheit verschafft zu haben. Er bespricht nun die lautphysiologischen und psychologischen Voraussetzungen der oralen Vokale, dann der nasalen Konsonanten, endlich der Nasalvokale und kommt zu dem Schluss, dass man sich die Entstehung der Nasalvokale aus Vokal + Nasal (die Entstehung derselben aus Nasal + Vokal wird gänzlich bei Seite gelassen) so zu denken habe, dass „an die Stelle des ursprünglichen Nacheinander von Vokal + Nasal ein teilweises Miteinander tritt“. Man sieht also, dass Verf. eine Beschreibung des Vorgangs giebt, die auf jede Assimilationserscheinung passt. Die Auffassung der Nasalierung als Assimilation ist ja nichts Neues, und ich finde, dass, wenn man es bei diesem „herkömmlichen Satz bewenden lässt“ (S. 8), man ebensoviel sagt wie der Verf. in seinen ganzen Ausführungen. Nun verfolgt Berghold allerdings die Ursache des Lautwandels ins psychologische Gebiet zurück; ich gestehe, dass ich dem Verf. hierin nicht zu folgen vermag. Die Schlüsse, die man hier zu ziehen vermag, sind alle erst aus den lautphysiologischen Vorgängen abgeleitet, so dass es ein *circulus vitiosus* wäre, daraus wieder auf das Wesen der Nasalierung zu schliessen; dagegen liegt die Gefahr nahe, dass man, wenn die lautphysiologische Beschreibung ungenau oder unvollständig war, unheilvolle Verwirrung anrichtet. Thatsächlich versucht Verf., theoretisch alle Möglichkeiten dieses „Miteinander“ und der späteren Entwicklung desselben darzustellen, ohne irgendwie nach-

zuweisen, dass sie auch wirklich so vorkommen. Im Schluss seiner theoretischen Ausführungen wendet er sich dann gegen Storm, dessen Beschreibung ihm nicht in sein System passt; dort heisst es nämlich, dass die schwache Artikulation des Nasals die erste Stufe der Nasalisierung gewesen sei. Verf. meint nun: „Schwache Artikulation heisst doch: die Zunge artikuliert schwach und das Gaumensegel artikuliert schwach, mit andern Worten, der Bewegungsumfang beider Artikulationen wird geringer“. Mit Verlaub: das heisst es gar nicht; wenn man von Artikulation eines Nasals spricht, denkt man wohl zunächst nur an die absperrende Thätigkeit der Zunge oder Lippen. Und dass schwache Artikulation in diesem Sinn zur Nasalisierung führt, kann man, glaub' ich, mit gutem Grund annehmen. Versperrt beim *n* in *lent* die Zunge nicht mehr ganz den Mundweg, so entsteht *leⁿt* oder *le^ht*, je nach dem, was von der Bewegung der Zunge noch übrig geblieben ist; daraus kann sich durch Assimilation *l^ht* entwickeln. Gerade dies Verhalten ist sehr geeignet, die zahlreichen nasalen Diphthonge *āū* oder *āi* aus *a N*, *ēi* oder *ēi* aus *e N*, *ōū* oder *ōi* aus *o N* zu erklären. Gerade diese werden durch die Annahmen Bergholds gar nicht erklärt. Ich will damit noch nicht behaupten, dass gerade frz. *main*, *plein* unter die genannten Fälle gehört. Wenn uns aber der Verf. das *ai* in *aimet* u. s. w. so erklärt, dass „nasalisiertes *a* vorliegt, dem unmittelbar ein in seiner Zungenartikulation stark reduziertes *i* folgt, an welches sich dann ein etwas kräftigeres *m* oder *n* anschliesst“, so ist er uns nicht nur den Beweis für diese Behauptung schuldig geblieben, sondern er hat nicht einmal versucht, sie mit seinem ganzen System in Einklang zu bringen. Nehmen wir aber eine derartige schwache Artikulation in *lent* als erste Stufe der Nasalisierung an — gleichgiltig ob dadurch ein Nasaldiphthong hervorgerufen wurde oder nicht — so wäre das ziemlich parallel mit *sal^t > saut*, *fak^t > faxt*, *faj^t*; es würde sich ungefähr mit der von G. P. angenommenen Anusvara decken.

Sehen wir nun, was seine Arbeit zur Beantwortung der uns hier hauptsächlich interessierenden Zeitfrage beiträgt. Er sowohl wie Klahn gehen von den interessanten Beobachtungen und Experimenten Czermaks aus (*Sitz.-Ber. d. W. Ak. — M. Nat. Kl.* 1857, p. 7). Czermak zeigt dort, dass bei der Aussprache des *i*, *u*, auch *o* die Muskel des Gaumensegels sich in einem Spannungszustand befinden, so dass der Luftweg zur Nasenhöhle vollständig abgesperrt wird; bei *a* sind sie schlaff, *e* steht in der Mitte. Klahn und Berghold schliessen daraus, dass dadurch im ersten Falle die Nasalisierung erschwert werde. Trotzdem nimmt Berghold die Resultate Uschakoffs an und behauptet am Schluss, der Prozess der Nasalisierung (bei allen Vokalen) sei so alt wie die frz. Sprache selbst, Klahn ist der Ansicht, dass selbst zur Zeit Palsgraves Nasalisierung von *i* und *ü* noch nicht stattgefunden habe. Sehen wir uns die Erfahrungen Czermaks an. Auch ohne experimentelle Bestätigung haben wir Deutsche das deut-

liche Gefühl, das bei der alphabetischen Aussprache des *i*, *u*, *o*, *e* eine gewisse, stärkere oder schwächere, Spannung im Gaumensegel eintritt, welche wir bei *a* nicht empfinden. Wir empfinden diesen Spannungszustand nicht nur am Gaumensegel, sondern auch im artikulierenden Teile der Zunge; die Vokale sind eben das, was Sweet narrow nennt (vgl. zur leichteren Übersicht: Elementarb. des gespr. Engl. ³ S. 14). Hätte Czermak statt der deutschen Laute englische gesprochen oder nur statt der alphabetischen langen Vokale die kurzen der norddeutschen Aussprache, so hätte er vermutlich ganz andere Resultate erhalten. Will man aber trotzdem seine Resultate verwerten, so müsste man zunächst beweisen können, dass im Vulgärlat. ähnlich wie im Deutschen *i*, *u* (ü) narrow und *a*, *e* wide gesprochen wurden. Könnte man dies beweisen, so erschiene mir noch nicht ohne weiteres klar, warum die Nasalierung im ersten Fall erschwert sein sollte. Man könnte höchstens auf einen Gedanken kommen, wobei zu erinnern ist, dass zwei sonst gleiche Vokale, der eine narrow, der andere wide gesprochen, sich für das Ohr erheblich unterscheiden und dass die frz. Nasalvokale, heute wenigstens, alle narrow gesprochen werden; man könnte nämlich begreifen, warum bei *i*, *ü* der orale und nasale Vokal gleiche Qualität hatten, bei *a*, *è* nicht, was dann die Assonanzverhältnisse ausgezeichnet erklären würde. Doch genug der Luftgebilde.

Klahn sucht in seiner Arbeit den Nachweis zu liefern, dass lat. *mn* und *m'n* in jeder Stellung im frz. *m* gegeben haben. Ich stimme ihm vollständig bei. Nur *fenne* neben *femme* macht Schwierigkeiten. Verf. scheint die Form für eine blosse licentia poetica zu halten; das glaube ich nicht.¹⁾ Dazu ist die Form zu weit verbreitet, begegnet bei zu rein reimenden Dichtern, und es wäre auffällig, warum sich eine derartige Freiheit, auch bei minder rein reimenden Dichtern, nicht bei *homme* findet, wo sie gewiss auch brauchbar gewesen wäre. Man könnte vielleicht annehmen, dass in einzelnen Mundarten²⁾ *mn* sich unter dem dissimilierenden Einfluss des *f* abweichend entwickelt habe. — *Ditain* S. 30, 38 (dictamnu) ist Anlehnung an *plantain* etc.; *dain* (damnu) vielleicht Anlehnung an das Gegenteil *g(a)ain* (vgl. das Sprichwort *d'injuste gain juste dain*), *colome* (-umna), das der Verf. anzweifelt, ist mir in Macé de la Char. 688, 10 236, 10 326, 17 689 etc., Handschr. P, begegnet. Besonders dankenswert ist, dass der Verf. nochmals nachweist, dass in der Formel betonter Vokal + *m* oder

¹⁾ Es ist nicht richtig, dass die Schreibung *fenne* sich lediglich im Reim auf *renne* findet, vgl. *Erec* 4019 Handschrift H. Von Beispielen wäre noch hinzuzufügen *forsane* : *fame* Ren. 12 281, *femme* : *pane* Mont. R. *fabl.* II. 167, vergl. Försters Aumerkg. zur citierten Stelle.

²⁾ Herr Prof. Meyer-Lübke hatte die Liebenswürdigkeit mich aufmerksam zu machen, dass *n*-Formen auch heute in den Dialekten der Champagne und Franche-Comté verbreitet sind, vergl. M.-L. I, § 526 und Montbéliard, wo *fän*(^ø) neben *ām*(^ø) [homine].

$n + \varnothing$ im Altfrz. Nasalisation eingetreten ist, so dass jetzt ein Zweifel daran nicht mehr möglich ist. Der Schwund derselben dürfte wohl von dem Moment an eingetreten sein, wo in der Umgangssprache das \varnothing fiel und m, n sich nicht mehr am Beginn der zweiten, sondern am Schluss der ersten Silbe befand. Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen opponiert nun Klahn sehr lebhaft gegen die Suchier'sche Theorie; inwieweit er sich auf Czermaks Experimente stützt und daraus Folgerungen zieht, haben wir schon erwähnt. Sein anderes Hauptargument ist Palsgrave, der nur bei a, e, o von Nasalierung spricht; was das für ein Gewicht bei einem Mann haben soll, der in seiner phonetischen Transkription die Vokale von 1. *dev* (du) *peuple* (peuple) *evzil* (exil) *sirkevn spesioun* (circumspection) *evmble* (humble) 2. *fay* (fait) *lointayn, sovuerayno* (souveraine) mit je demselben Zeichen schreibt, weiss ich nicht. Dass er aber nicht nur i nasal hörte, sondern auch mit einem Laut sprach, der dem von *main* ziemlich nahe kommt, geht daraus hervor, dass er *boudayn, poussein* schreibt. Klahn will das zwar als Suffixtausch erklären, aber 1. müsste man entsprechende Formen auch anderswo finden können, 2. schreibt derselbe Palsgrave an anderen Orten wieder *bovdin, poucin*. Aber nicht nur das, er schreibt auch *levtrayn* (lutrin), einmal *cuisseyen*, einmal *coessyn* für *coussin*, zweimal *escrain*, einmal *escrayn*, einmal *escrin* für *écrin*; und was am meisten beweist, er führt S. 833 eine Strophe an, wo *matin* auf *mayn* reimt. Die Laute von frz. *vin* und engl. *wine* dürften für sein ungeübtes Ohr eine gewisse Ähnlichkeit gehabt haben, und so stellt er weiter keine Regeln für die Aussprache auf. Was die Trüblaute betrifft, so ist noch weniger auffallend, dass er keinen klaren Begriff davon hatte, da er sie nicht mit seiner Muttersprache vergleichen kann, wie ja noch heute die Engländer nicht gut zu stande bringen, \ddot{u} und \ddot{o} zu sprechen. Doch möchte ich auf eines aufmerksam machen. Aus den oben erwähnten Schreibungen ist eines klar, dass er nicht *sirkōspesiō* oder *sirkomspesiō* gesprochen hat, wie wir ja zunächst erwarten; das hätte er *-oun-, -om-* umschrieben. Nun spricht er S. 33 davon, dass vor *mb, mp, msp* Nasalierung einträte und giebt als Beispiel neben *plomb, colomb* auch *circumspection* an; wie das anders erklären, als dass ihm hier ausnahmsweise die Aussprache \ddot{o} aufgefallen sei? Man muss also Uschakoff ganz Recht geben, der mit Palsgraves Zeugnis nicht weiter operieren wollte, abgesehen davon, dass es nichts für das centralfrz. beweist, da Ansätze wie *chaumbre, taunt, mianne, moun* (mon) darauf hinweisen, dass er sein Frz. etwa von Südwestfranzosen gelernt hat.

Auch Staaff kommt flüchtig auf die Frage von den Nasalen zu sprechen. Nfrz. *-ième* erklärt er als lautgesetzliche Entwicklung von *ime*, behauptet also die Existenz einer nasalen Affektion bei i . Er meint zwar, auch mit dem G. Paris'schen Ansatz: oraler Vokal + Anusvara zum Ziel zu kommen, doch weist er, um die Behauptung,

es gäbe für den Franzosen kein \tilde{i} , \tilde{u} , zu entkräften, auf den Dialekt von Franche-Montagne hin, wo durch das Zeugnis Grammonts ganz deutlich die Existenz eines wirklich nasalen i , u erwiesen ist.

Staaff hat das Verdienst, Marchots Etymologie des Ordinalsuffixes -ime, wohl endgiltig beseitigt und seinerseits eine recht befriedigende gegeben zu haben. In der That, man sieht nicht ein, wie man gerade darauf verfallen sein sollen, das Ordinalsuffix bei den lateinischen Numeralen undecimus, duodecimus zu entlehnen; Staaff geht also die Dialektformen durch und weist nach, dass der Vokal des Suffixes immer mit dem von decem etc. parallel geht, besonders beweisend ist das wallonische. Er kommt zum Schluss, dass wir zunächst regelmässige Entwicklung zu *ondime, *dodhime, *tredhime, *quatorðime etc. anzunehmen haben, worauf dann statt d , dh das z der Kardinalzahl eingeführt wurde. Von diesen 6 Zahlwörtern (11—16) auf -ime, die erweisbar die ältern waren, ist das Suffix dann auf die andern übertragen worden. Nur eines: wenn Staaff behauptet, dass in einigen südöstlichen Dialekten, wo unter andern Formen auch -oime erscheint, auch dieses sich aus -eime < ecimu entwickelt hat, so scheint er mir im Unrecht zu sein. Denn einerseits finden wir gerade doime nirgends, andererseits findet sich im Dialekt des Macé de la Ch., der è † Pal. zu i werden lässt, nicht nur -oime neben -ei(s)me, -iesme, sondern auch baptoisme Handschrift P, 1420, 4007, 6859 etc. Die Erklärungen, die Staaff für moime (même), karoime gegeben hat, gehen hier nicht an, und wir werden nicht umhin können, darin entweder wirklich das Suffix -esimu oder Einmischung der Endung -oin, -oine (-ain, -aine < enu), die ja in südlichen Denkmälern zu treffen ist,³⁾ zu erkennen.

Weniger glücklich scheint mir der zweite Teil der Arbeit, die Aufstellung $\tilde{i}me > \tilde{i}^e me > i^e me > i\grave{e}me$. Die andern Fälle, wo $i\grave{e}me$ aus ime entstanden sein sollte, seien entweder durch Ausgleich verschwunden ($cime$ nach $cimet$, $cimeau$) oder es sind gelehrte Wörter. Es wird jetzt öfter versucht, auffallende Wandlungen, die kein Analogon haben, so zu erklären, dass man sie gerade in ihrer speciellen Umgebung für lautgesetzlich ausgiebt, die widersprechenden Fälle, die bei dieser Beschränkung noch bleiben, durch Analogie nach verwandten Formen zu beseitigen. Derartige Behauptungen haben einen Vorteil — sie lassen sich schwer widerlegen — und einen Nachteil — sie lassen sich schwer beweisen —. Wenn die lautphysiologische Voraussetzung wahrscheinlich gemacht wird, so kann man immerhin das als Beweis gelten lassen, dass eben eine andere Erklärung nicht zu finden ist. Aber die Erfüllung dieser Bedingung ist Staaff gerade nicht recht gelungen: der Übergang von \tilde{i} zu m sei schwer, es hätte sich ein Gleitelaut eingeschoben; aber man sieht

³⁾ *Ducs d. Norm.* 39 639, 42 282. *Macé de la Ch.* sehr häufig. — Auch Görlich und Knösel führen ein paar Beispiele an.

nicht ein, warum der Übergang von *i* zu *m* schwerer sein sollte, als beispielsweise der von *i* zu *p*, *b* oder auch von *i* zu *p*, *b*. Den analogen Fällen, die der Verf. anführt, schreibt er selber keine grosse Beweiskraft zu, und darin hat er recht: z. B. das altfrz. Adj. *en-crime*, *encrieme* sei deverbale von *encrimer* (wie *delivre*); man kann diese Etymologie zugeben, aber in *encrieme* eine naheliegende Anlehnung an *crieme*, *criembre* erblicken. Namentlich auffällig wäre bei Staaffs Erklärung, dass sich *dime* gehalten hat, da das Wort auch ganz gut *dième* hätte lauten können, ohne dass der Zusammenhang mit *dis* zerrissen worden wäre.

Noch eine Kleinigkeit; für das Masc. des Ordinales von 6 setzt Staaff *sist*; das mag wunder nehmen, da wir seit Diez gewohnt sind, *siste* dafür anzusetzen; so heisst es z. B. *Erec* 1697, *J. de Bl.* 1814, *Aiol* 5809, *Aim. de Narb.* 1493, 4589, *Ch. au C.* 6606, *Eust. Desch.* I, LV, 13. *Macé de la Ch.* 307, 6879 u. s. w. Aus den letztgenannten Beispielen geht hervor, dass Darmesteter unrecht hatte zu behaupten, dass die Form früh verschwunden sei (*Gr. hist.* II. 22). Wenn sich der Ansatz *sist* nur auf das von Knösel beigebrachte Beispiel *Comp.* 1348 bezieht, so ist er zu streichen. Denn in dem Vers

Le sist signe e mistrent

ist die Handschrift C metrisch nicht in Ordnung, LA hat *siste* und so ist zu lesen, da im Computus sonst nur wenige sichere Fälle von Hiatus vorkommen (1251 gehört nicht dazu), und diese sind immer „Konsonantengruppenhiatus“.

WIEN.

EUGEN HERZOG.

A. Zünd-Burguet, *La phonétique expérimentale appliquée à l'Enseignement des Langues vivantes*. Paris 1898. Alliance française. kl. 8^o. 35 S.

Der Verfasser, ein Schüler Rousselots und sein Assistent an dem Laboratorium für Experimentalphonetik, das von diesem am Collège de France geleitet wird, zeigt in der vorliegenden zur Erleichterung der phonetischen Vorlesungen des Pariser französischen Ferienkursus bestimmten Broschüre, wie man die Ergebnisse und die Hilfsmittel der Experimentalphonetik der praktischen Erlernung der Aussprache dienstbar machen könne. Wir stehen hier demnach vor einer neuen Art von Schulphonetik, die nicht mehr darauf ausgeht, die in den phonetischen Elementarbüchern gelehrt normal oder für normal gehaltenen Artikulationen abermals vorzuführen, oder mehr oder minder breit abermals auseinanderzusetzen, wie man im Schulunterrichte sich bei Einlernung der für korrekt gehaltenen Artikulationen verhalten solle, sondern die einfache mechanische Hilfsmittel an die Hand gibt, die, mit einigem Geschick und unter Voraus-

setzung einer allgemeinen phonetischen Vorbildung angewendet, fast mühelos zu einer richtigen Lautartikulation führen müssen und Lehrenden und Lernenden eine mit dem unbewaffneten Ohre und Auge nicht erreichbare Kontrolle gestatten. Die von Zünd-Burquet genannten, fast durchweg Rousselots Erfindungsgeiste zu verdankenden Apparate werden durch Zeichnungen veranschaulicht; ausserdem wird an einer Anzahl Beispielen dargelegt, zu welcher Art von Beobachtungen eigener und fremder Lautartikulation sie dienen und wie sie zu handhaben sind. Es sind von Aufnahmeapparaten: der künstliche Gaumen, den man sich mit einfachsten von Zünd nach Rousselot beschriebenen Mitteln selbst herstellen kann, und der zur Kontrolle der Zungenartikulationen dient; drei Kautschukballons von verschiedener Grösse, die ebenfalls gestatten, die Zungenstellung, ausserdem aber den Druck von Zunge gegen Gaumen, von Lippe zu Lippe u. s. w. zu beobachten; eine mit einer Membrane überzogene Kapsel, mit deren Hülfe man Lippenvorstülpungen, Kehlkopfbewegungen und Kehlkopfschwingungen beobachten kann; eine Nasenbirne zur Feststellung, ob Luft der Nase entweicht oder nicht; ein Aufnahmetrichter, der zur Beobachtung der Stärke des ausgestossenen Luftstromes bestimmt ist; dann als Registrierapparate: ein Signal, das Stimmlosigkeit und Stimmhaftigkeit ankündigt, und ein Anzeiger (*cadran-indicateur*), der angiebt, ob eine richtige Zungenstellung bei Vokalen, ein genügender Druck oder genügende Expiration bei Konsonanten u. s. w. vorliegt oder nicht. Neben diesen Angaben fliessen einige Betrachtungen und Bemerkungen unter, die wir besonders der Beachtung unserer Schulphonetiker und *maîtres phonétiques* empfehlen, z. B. S. 9 die Betrachtung über erweichtes *n*, oder S. 12 der Satz: *On a publié dans ces derniers temps nombre de phrases et de discours entiers, accompagnés de notes musicales et destinés à enseigner la musique du langage. On en trouve dans presque tous les livres de phonétique. Or, de ces nombreuses notations, sont arbitraires et comme telles à rejeter, toutes celles qui se basent sur l'oreille; S. 32: il n'y a rien d'absolu dans la production des sons du langage. Presque tous peuvent être prononcés de deux ou plusieurs manières sans que notre oreille ne soit ni choquée ni même avertie*, und endlich S. 33 der Abschnitt über die sog. phonetische Schrift mit der das Transcriptionssystem der *maîtres phonétiques* sehr richtig charakterisierenden Stelle: *Le plus imparfait (Transcriptionssystem) me paraît être celui qui se compose de toutes espèces de caractères et artifices typographiques. Cette graphie, au lieu d'être claire et simple, ce qu'une écriture phonétique devrait être, est très confuse et par trop compliquée. Elle n'a pour ainsi dire pas de vie propre, et chaque fois qu'elle se trouve en présence d'un son non prévu, elle est obligée d'aller chercher hors d'elle un nouveau signe afin de pouvoir le représenter graphiquement.* — Man findet

in der kleinen Schrift mehr Anregungen und wirklichen Fortschritt, als in einer ganzen Sammlung von Bänden der sich ewig wiederholenden Anhänger der tausendköpfigen *Association phonétique*.

MARBURG.

KOSCHWITZ.

K. Quiehl, *Französische Aussprache und Sprachfertigkeit*. Phonetik sowie mündliche und schriftliche Uebungen im Klassenunterrichte. 3. Aufl. Marburg, Elwert. 1899. 8^o. VIII, 188 S.

Über die neue Auflage des Quiehlschen Buches müssen wir zu unserm Bedauern in derselben Weise urteilen, wie über Beyers neue Auflage seiner französischen Phonetik (s. *Ztschr.* XX² [1898] S. 159 ff.). Das 1889 zuerst erschienene Werk verdiente damals volles Lob; auch die Ausgabe von 1893 konnte noch beifällig beurteilt werden; die neue Ausgabe entspricht jedoch nicht mehr dem gegenwärtigen Wissensstande, trotz der Mühe, die sich Quiehl um die Besserung seines Buches gegeben. Was wir a. a. O. S. 159 f. in Bezug auf Beyer gesagt haben, könnten wir hier für Quiehl wörtlich wiederholen. Unsere Elementar- und Schulphonetik muss endlich die Kinderschuhe ablegen; und wenn sie dem dauernd widerstrebt, die Fühlung mit streng wissenschaftlicher (philologischer und naturwissenschaftlicher) Forschung immer mehr verliert, dann wird man sie schliesslich ins alte Eisen werfen müssen. Denn die alte vophonetische, auf Vor- und Nachsprechen beruhende Unterweisung der fremden Laute ist ebensoviel oder mehr wert als eine schlecht beratene Schulphonetik, die Dinge auf die Schule bringt, die vom wissenschaftlichen Standpunkte aus als unreif oder irrig anzusehen sind.

Wie Beyers Buche fehlt auch dem Quiehls ein einheitlicher Plan. Man weiss oft nicht, soll mit dem Werke eine neue Elementar- oder Schulphonetik gegeben werden, oder sollen nur die Lehrer des Französischen darüber Belehrung erhalten, wie sie ihre phonetischen Kenntnisse am besten auf der Schule verwenden. Für eine systematische Schulphonetik bringt Quiehl zu wenig, und an vielen Stellen setzt er von seinen Lesern voraus, dass sie wenigstens ein Büchlein wie Passys *Sons du français* kennen. Wenn aber diese Voraussetzung einmal gemacht wird, dann begreift man wieder nicht, warum den Lesern Dinge auseinandergesetzt werden, die sie aus diesem Büchlein erlernt haben müssen. Quiehl befindet sich hier vielfach in demselben Falle wie Klinghardt, der in seinen *Artikulations- und Hörübungen* (vgl. meine Anzeige in den *Jahresber. über die Fortschr. der roman. Phil.* IV, 35 ff.) gleichfalls die phonetischen Kenntnisse seiner Amtsgenossen weit unterschätzt, sie bei den meisten unter ihnen sogar „gleich null“ ansetzt. Wäre diese

Ansicht richtig, dann entstände die Frage: wohin sind die zahlreichen Schüler der romanistischen, anglistischen und germanistischen Universitätsdozenten gekommen, die schon seit den siebziger Jahren darauf hielten, dass ihre Hörer auch phonetisch durchgebildet waren; wer hat die elementarphonetischen Werke von Sievers, Vietor, Beyer, Passy etc. gekauft, die immer in neuen Auflagen erscheinen, und wie erklärt sich die bei Breymann, *Phonetische Litteratur* (s. *Ztschr.* XIX², 216 ff.) aufgezählte schulphonetische Litteratur? So unerfahren, wie Klinghardt und Quiehl es voraussetzen, ist die Mehrzahl unserer neuphilologischen Oberlehrer in Wirklichkeit nicht, und unsere Schulphonetiker sollten sich endlich auch daran gewöhnen, ihren Kollegen etwas mehr an phonetischen Kenntnissen zuzutrauen und ihnen nicht immer wieder mit denselben Anfangsgründen aufzuwarten.

Ein weiterer Fehler, den wir an Quiehl zu rügen haben, ist, dass er in seiner neuen Ausgabe vollständig in das Fahrwasser der *mâtres phonétiques* geraten ist.¹⁾ Da diese neue Neusprachler-Gattung (Neuphilologen können wir sie mit dem besten Willen nicht nennen, weil philologische Kenntnisse bei ihnen weder gefordert noch vorausgesetzt werden) in den romanistischen Fachkreisen trotz unseres Vorstellungsversuches in dieser *Ztschr.* XX² 176 f. immer noch nicht genügend bekannt ist, so wollen wir uns hier bemühen, ihre Kennzeichen kurz zusammenzustellen, und bei der Gelegenheit prüfen, wie weit Quiehl den Gepflogenheiten dieser Genossenschaft nachgekommen ist.

Die Eigenschaft eines *Maitre phonétique* erwirbt man durch Beitritt zur *Association phonétique internationale* bez. durch Abonnement auf das Organ dieser Gesellschaft, den schon benannten *Maitre phonétique* (vgl. *Ztschr.* XX², 178). Wer auf das Organ abonniert, wird *eo ipso* als Bundesmitglied betrachtet und aufgezählt, auch wenn er nur aus Wissensdrang die Möglichkeit gewinnen will, sich über den Inhalt des Blattes und die Tendenzen der Genossenschaft zu unterrichten. Wer in dem Blatte angegriffen wird und sich verteidigen will, muss gleichfalls beitreten; Entgegnungen von Nichtmitgliedern werden nicht aufgenommen. So erscheint denn in der Mitgliederliste der *Association* gelegentlich auch ein Mann, der unter die *mâtres phonétiques* kommt, wie Saulus unter die Propheten. Der Inhalt der monatlich erscheinenden Hefte besteht, soweit ich nach

¹⁾ In dem Januarheft des *Maitre phonétique* von 1897 erscheint Quiehl unter Nr. 178, in dem von 1899 unter Nr. 225. Das Verzeichnis der Mitglieder ist in diesen Heften nach den Ländern geordnet; die Länder werden aber nicht wie üblich nach dem Alphabet, sondern nach einer Art Rangordnung aufgeführt. Und danach erscheint das an Phonetikern arme Frankreich an erster, England an zweiter, und Deutschland, die Wiege der Phonetik, das der phonetischen Genossenschaft die meisten Mitglieder liefert, an dritter Stelle: eine kleine Aufmerksamkeit des französischen Herausgebers für uns Deutsche, die unseren *Maitres phonétiques* aber keine Schmerzen zu machen scheint.

deren mir gelegentlich in die Hände kommenden Nummern urteilen kann,²⁾ zunächst aus einem geschäftlichen, finanziellen Teile, der für die Redaktion der wichtigste zu sein scheint und darum auch die erste Stelle einnimmt; dann aus Bemerkungen, in denen allerlei Neuigkeiten oder auch ein paar Wortspiele mitgeteilt werden von der Trefflichkeit des folgenden (a. a. O. Jan. 1897, S. 38): *Quels sont les trois départements qui détestent le plus le beurre?* — *Aisne, Aube, Eure*. Dass hinter *Aube* eine Pause gemacht werden muss, *haine au beurre* (ohne Pause) und *Aisne, Aube, Eure* also keineswegs gleich gesprochen wird, scheint die *Maîtres* nicht weiter zu berühren. In diesem Teile haben wir offenbar auch die gemeinsame Quelle für die geistreichen Wortspiele, die Rambeau und J. Passy in ihrer *Chrestomathie* (s. *Ztschr.* XX² 176) und Quiehl, der mit diesem von ihm nicht erwähnten und benutzten Werke hier einmal zusammentrifft, S. 56 Anm. mitteilen. Die Rambeau-Passyschen, Quiehlschen und auch das eine von Beyer, *Phonetik*², neu zum Abdruck gelangte Wortspiel teilen mit dem aus dem *Maître* citierten die Eigenheit, dass sie oft nur mit vielem guten Willen als solche anerkannt werden können. Rambeau-J. Passy sehen dies von den ihren selber ein; Beyer scheint bei seiner Scherzfrage: *En quoi les demoiselles aux anges ressemblent-elles?* (*Elles ont aussi deux l*) die Aussprache von *l* (*elle*) und *aile* (in Paris meist *ël* und *el*) für durchaus identisch zu halten, was sie eben nur sein können. Und Quiehl hätte a. a. O. darauf aufmerksam machen sollen, dass bei seinem Wortspiele *thé au logis* (*te o loʒi*) und *théologie* (*te o loʒi*) einen verschiedenen *o*-Laut haben, und dass in den Versen:

Gall |, amant de la reine,
Alla | (tour magnanime!)

andere Pausen und Tonhöhen vorliegen als in den damit gleichgestellten:

Galamment | de l'arène
A la Tour-Magne | à Nimes.

Der Urquell dieser geistvollen Bereicherung der schulphonetischen Litteratur liegt in Büchern wie H. Lajoie's *Nouveau manuel de l'homme d'esprit ou nouveau recueil de calembours, bons mots, fines saillies* etc. (Paris o. J., Béchet), in dem wir auch richtig einige der R. P.'schen uralten Calembours wiederfinden. Den Interessenten sei diese Fundgrube bestens empfohlen: Wortspiele ähnlich dem R. P.'schen (*Chrestomathie* S. 35): *Quelle est la Sainte qui n'a pas besoin de jarretières?* — *Sainte Sébastienne* (*Sainte ses bas se tiennent*) fehlen auch dort nicht und dürften die Freude unserer Schuljugend bilden. — Zuweilen werden in diesem Teile des *Maître phonétique* wohl auch störrische Phonetiker, die der Zunft nicht an-

²⁾ Das englische Seminar zu Marburg besitzt den Vorzug, auf den *Maître* abonniert zu sein.

gehören, in Rezensionen unsanft zurecht gewiesen und vor der gesamten Genossenschaft gebrandmarkt, oder es erhält ein litterarisch thätig gewesener *Maître* in ihm die ihm gebührende Belobigung, oder endlich es taucht hier eines jener für die *Maîtres* charakteristischen Lautgesetze auf, von denen man nicht weiss, von wannen sie kommen und wohin sie gehen werden. Man erfährt nicht, auf Grund welcher historischer, vergleichender, experimenteller Forschung und auf Grund der Beobachtung welcher Sprachzeugen sie herrühren, sie sind einfach da, werden dekretiert, und jeder gute *Maître phonétique* hat darauf zu schwören. Sie bestehen so lange, bis sich (für das Französische) Rousselot ihrer annimmt und auf Grund exakter Forschung feststellt, dass sie nicht haltbar sind, oder bis sich ein Romanist findet, der auf Grund historischer Erwägungen oder auf Grund methodischer, empirischer Nachforschung nachweist, dass sie nicht zutreffen. Die unbequemen Beobachtungen dieser Störenfriede werden dann ganz allmählich angenommen, wenn es schlechterdings nicht anders geht; aber Gemeingut werden sie unter den Genossen erst dann, wenn eines ihrer Häupter sie, gewöhnlich ohne Quellenangabe, in einer neuen Ausgabe eines phonetischen Büchleins der Annahme würdigt. Die *Maîtres* citieren dann mit Vorliebe das betreffende Elementarbuch als die Quelle der neuen Weisheit. Auf diesem Wege ist denn widerwillig die nach dem Erscheinen meiner *Parlers Parisiens* und meiner Broschüre *Zur Aussprache in Genf und in Frankreich* nicht mehr recht zu leugnende Erkenntnis auch zu den *Maîtres* gelangt, dass es mit der Einheitlichkeit der französischen Aussprache nicht so herrlich bestellt ist, wie man vorher bei ihnen annahm. Bei unserm Autor (S. 4) ist diese Erkenntnis allerdings noch nicht völlig zum Durchbruch gekommen. Auf diese Weise stellte sich allmählich auch bei den *Maîtres* wieder die alte Erkenntnis ein, dass die immer und die nur gelegentlichen unsilbigen υ , ï , ü doch wohl nicht ohne weiteres als Vollkonsonanten angesehen werden dürfen (vgl. meine Bedenken gegen dieses Verfahren *Ztschr.* XX², 172). In diesem Punkte finden wir Quiehl (vgl. S. 33 und Anm.) im Zustande der Mauserung; ganz will es ihm noch nicht gelingen einzusehen, dass die Bezeichnung Halbvokal oder Halbkonsonant für diese Laute bis auf weiteres das Verständigste ist. Seitdem Rousselot auf experimentellem Wege unumstösslich nachgewiesen, dass die genannten Laute keineswegs nach stimmlosen Konsonanten immer stimmlos, sondern ebenso oft auch ganz stimmhaft oder zum Teil stimmhaft, zum Teil stimmlos gesprochen werden, hat auch diese Beobachtung langsam sich wenigstens bei einigen *Maîtres* Bahn gebrochen, zu denen Quiehl (nach S. 34 Anm.) allerdings noch nicht gehört. Ganz ebenso bei der ehemals als Regel behaupteten Assimilation eines stimmlosen Wortauslautes an stimmhaften Wortanlaut im selben Satzgliede (vgl. Quiehl S. 82 f.)³⁾ Endlich hat sich auch bei

³⁾ Quiehl erklärt a. a. O. den Übergang von stimmlosem s zu stimm-

den *Maîtres phonétiques* allmählich die Erkenntnis immer weiter verbreitet, dass es mit der viel behandelten straffen Artikulation der schwachtonischen oder ganz unbetonten Vokale (die beiden Rubriken unterscheiden die *Maîtres* einstweilen noch nicht) doch nicht so weit her ist. Man kann ordentlich beobachten, wie diese einst so straffen Vokale mit jedem Elementarbuch dieser Schule schlaffer werden. Auch bei Quiehl ist in dieser Beziehung ein Fortschritt nicht zu verkennen. Er berichtet S. 25 Anm., dass *e*, *ø*, *a*, *ə* in unbetonter Silbe (nebenbei bemerkt ist *ə* normal nur in unbetonter Stellung üblich) auch mit nicht ganz straffer Zunge gebildet werden. Er hätte getrost auch noch (geschlossenes) *o* und *œ* hinzufügen können. Von offenen und halboffenen *i*, *u*, *ü* wissen die *Maîtres* immer noch nichts und wollen sie nichts wissen (s. *Ztschr.* XX², 188); sie finden von diesen Lauten weder in gedeckter Ton- silbe noch in freier Vortonstellung etwas, nicht einmal in gedeckter Vortonstellung. Rätselhaft bleibt dabei, wie P. Passy und Genossen das von ihnen geliebte *oʒɔrdʒi* (*aujourd'hui*) erklären, in denen das nach ihren Gesetzen zu erwartende straffe geschlossene *u* (weil unbetont und gedeckt) nach ihrem eigenen Eingeständnis zu offenem *o* geworden ist. Rätselhaft bleibt, wie Rousselot ganz unabhängig von mir auf experimentalphonetischem Wege zur Feststellung des Vorhandenseins offener oder halboffener *i*, *u* und *ü* im Französischen gelangte; wie ich dazu kam, allein und mit Zeugen (z. B. Zbinden in Genf) so häufig diese Laute zu hören (s. die Belege in den *Parlers Parisiens*), obgleich ich doch von Kindheit an diese Laute zu unterscheiden gewöhnt bin und sie im Französischen gar nicht suchte. Rätselhaft bleibt auch, warum die Franzosen, wenn sie schon unbetonte geschlossene *a* und *e* nicht respektieren, vor *o*, *i*, *u*, *ü* mit einer solchen Hochachtung Halt machen sollten, die ihnen nicht die geringste Schlafheit ihrer Artikulation an unbetonter Stelle gestattet, u. dgl. m. Ich hoffe immer noch, dass auch noch diese Erkenntnis einmal in den *Maître phonétique* siegreich einzieht. Es ist wohl nur etwas schwer, die so oft behauptete Straffheit fallen zu lassen; und dann ist auch den Mitarbeitern am *M. Ph.* schwer beizukommen: denn, wer ein rechter Genosse ist, der liest eben nur das Verbandsorgan und allenfalls noch die verwandt fühlenden „Neueren Sprachen“, vermeidet aber ängstlich alle wissenschaftlichen Zeitschriften, auch die hier vorliegende. Wir können wie Beyer (*Ztschr.* XX², 161) auch Quiehl von diesem Vorwurfe nicht frei sprechen, die *Ztschr. f. frz. Spr.* nicht zu lesen; wenigstens

haftem (z) vor anlautendem *b*, *d*, *g* damit, dass bei diesen Anlauten „der Stimmtton schon hörbar ist, noch ehe der Luftstrom den Verschluss durchbricht.“ „Tritt nun dieser Stimmtton (der bei diesen drei Konsonanten bei geschlossenem Munde ertönt) zu *s* hinzu, (das während des *b*-, *d*-, *g*-Verschlusses nicht mehr ertönen kann) so entsteht *z*.“ — Der Stimmtton muss natürlich in einem solchen Angleichungsfalle bereits ertönen, ehe der Verschluss des folgenden Konsonanten eingetreten ist.

merken wir so gut wie nichts von der Verwendung ihrer Artikel, und einmal (S. 77, Anm.) ist sie so citiert, dass man annehmen muss, der Verfasser kenne nur einen Sonderabzug aus ihr. Auch noch manche andere traditionelle Weisheit werden sich die *Maitres*, und Quiehl mit ihnen abgewöhnen müssen. Denn wie mir Rousselot mitteilte, haben ihm seine Apparate verraten, dass auch die französischen auslautenden stimmhaften Verschlusslaute die Neigung haben, wenigstens in ihrem letzten Teile stimmlos zu werden; der Hauchlaut, der nach anlautenden stimmlosen Verschlusslauten im Französischen immer fehlen, den wir Deutsche aber alle besitzen sollen, erscheint uns beiden gleichfalls nicht in seiner herkömmlichen Daseinsbestimmung über alle Anfechtungen erhaben: wir meinen, auch den Franzosen bleibe nichts anderes übrig, als im Augenblicke der Explosion die im Munde vorher angesammelte Luft auszustossen. Und aus etwas anderem besteht zumeist der deutsche Expirationshauch nach stimmlosen Konsonanten auch nicht. Von dem Knacklaut, der *coqueluche* der deutschen *Maitres* (vgl. *Ztschr.* XX², 192 f.), der nun, Gott sei Dank, auch bei Quiehl den Franzosen nicht mehr gänzlich aberkannt wird (S. 30 Z. 3/2 v. u.), lässt sich schliesslich ebenfalls erhoffen, dass er, wieder zum harmlosen festen Stimmeinsatz geworden, etwas von der ungeheuren Bedeutung verlieren wird, die er in letzter Zeit gewonnen hat. Einstweilen befindet sich Quiehl zu uns noch etwas im Gegensatze (vgl. *Ztschr.* a. a. O. und Quiehl S. 30 f. und 94 f.). Quiehl sieht den Grund der französischen Konsonanten- und Vokalbindung in dem leisen Stimmeinsatz der Vokale dieser Sprache; setze man in *leur enfant* den Vokal *ä* leise ein, so sei nichts Trennendes zwischen *r* und *ä* vorhanden und *r* müsse gemäss den Gesetzen der Silbentrennung zum Anlaut der zweiten Silbe werden, gerade wie im Deutschen innerhalb eines Wortes bei konsonantisch anlautenden Silben. Dass diese Auffassung unrichtig ist, beweisen Sprachen wie das Englische, in denen ebenfalls (nach den Lehren der Elementarphonetiker) ein leiser Stimmeinsatz bei den Anlautvokalen vorhanden und dennoch eine Bindung im französischen Sinne ungebrauchlich ist. Das Fehlen eines festen Stimmeinsatzes (Knackgeräusches) ist im Französischen in *leur enfant* u. ä. vielmehr die Folge der Bindung; die Bindung selbst aber durch die enge Zusammengehörigkeit der beiden Worte (und sonstigen Satzgliedteile oder Sprechworte) und das rasche Tempo der Sprache veranlasst, die die Laute an der Silbengrenze behandelt wie die Laute im Wortinnern. Ist man davon unterrichtet, dass sowohl im Worte als innerhalb eines Satzgliedes an der Wortgrenze Vokal- und Konsonantenbindung d. i. im Grunde genommen Pausenlosigkeit üblich ist, so bleibt dem Knacklaut oder Kehlkopfverschlusslaut als Domäne nur noch der Anlautvokal nach Pause, also am Anfang eines Satzes oder selbständigen Satzgliedes, übrig, und hier ertönt er, bei emphatischer Aussprache, im Französischen so gut wie im Deutschen. Bei gewöhnlicher Aussprache ist er oft auch beim deutschen Vokalan-

laut nicht oder kaum vernehmbar. Die unterscheidende Rolle des zu übertriebenem Ansehen aufgebauchten Knacklautes ist also eine recht bescheidene, und es ist mir immer noch fraglich, ob es überhaupt der Mühe lohnt, unsere Jugend mit diesem Laute zu quälen. Im ganzen hat die Elementar- und Schulphonetik unserer *Mâitres* in Bezug auf die französischen Artikulationsbestimmungen so gut wie nichts vorgebracht, das neu und nicht irrig wäre. Um wenigstens etwas zu bieten, haben sich deshalb die führenden Genossen auf Beobachtung der Umgangssprache geworfen und suchten deren lautliche Eigenheiten im Gegensatz zu der überlieferten Orthoepie festzustellen. Aber auch hier muss ihnen bestritten werden, dass sie viel mehr gefunden haben, als schon bei den früheren Grammatikern und Orthoepikern — wenn auch von anderem Gesichtspunkte aus — angegeben war. Wir haben uns *Ztschr.* XX², 162 Anm. das Vergnügen gemacht, dies für einige Steckepferde der Passyschen Schulphonetik nachzuweisen, und könnten diesen Nachweis leicht weiter ausdehnen. Bei Quiehl begegnet man S. 85 dem dort widerlegten Irrtum wieder, als seien die Formen einer nachlässigen Umgangssprache: *quekfya* für *quelquefois*, *kek šöz* für *quelque chose* dadurch entstanden, dass man den Zusammentritt von *kf*, *ks* (nach Ausfall des tonlosen *e*) habe vermeiden wollen. Man darf auch nicht *kekfya* mit dem vulgären *kestüdi* (oder *kestüdi*) für *kestüdi* zusammenstellen, wo allerdings der zwischen den Dentalen *s* und *t* befindliche Gaumenlaut *k* infolge rascher Artikulation nicht zur Geltung kommt. — Unser Urteil über die Gesamtleistung der *Mâitres phonétiques* mag hart klingen, wenn man in ihrem Mitgliederverzeichnis auch die Namen Sievers, Trautmann, Bell, Sweet etc. vorfindet: aber diese Männer sind *mâitres honoraires*, stammen aus einer Zeit, wo die sinnige Bezeichnung *mâitre phonétique* noch nicht erfunden war, und ihre Namen müssen hier dieselbe Rolle spielen, wie die wilden Männer, Riesenjungfrauen und Zwerge auf der bemalten Aussenleinwand der Schau-buden unserer Jahrmärkte.

Das Organ der *Mâitres* besitzt noch einen weiteren Teil: die *Partie des élèves*. Hier unterhalten sich die Genossen damit, dass sie irgend welche Texte ihrer eigenen Sprache in der bunt-scheckigen Orthographie der *Association* niederschreiben: eine Beschäftigung, die, wenn wir die Quihlschen Ansichten adoptieren, für Quintaner recht nützlich ausfallen kann. Wir brauchen diesem Teile keine weitere Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Der Rest der Nummern des *Mâitre phonétique* ist wieder dem Geschäfte *sans phrase* gewidmet.

Hierbei fällt es schwer, die folgende Betrachtung zu unterdrücken. Die wissenschaftliche Techmersche *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft* hat sich nicht halten können. Vietors *Phonetische Studien* mussten ihr Sonderdasein aufgeben; sie lebten dann eine Zeit lang kümmerlich als Anhang zu den „Neueren

Sprachen“ fort und sind endlich in dieser Zeitschrift ganz aufgegangen, in deren Charakter dadurch eine Mischung eintrat; denn die „Neueren Sprachen“ sind ein pädagogisches, genauer ein der Verbreitung der sog. Schulreform gewidmetes Blatt, das von Haus aus die wissenschaftliche Phonetik wie die wissenschaftliche Grammatik, Metrik, Litteraturgeschichte u. s. w. nur vom Standpunkte ihrer Verwertbarkeit für die Schule zu berücksichtigen hat. Während aber die mit wissenschaftlichen Bestrebungen erfüllten deutschen phonetischen Blätter eingingen, blüht und wächst der *Maitre phonétique*, und zwar nicht zum mindesten durch die Anteilnahme der deutschen Oberlehrer, die unter Volksschullehrern, Lehrerinnen und Handlungsbeflissenen als Mitglieder der Passyschen Genossenschaft zahlreich auftreten, deren Weisheit ihnen, so sollte man meinen, durchaus entbehrlich sein müsste. Wie ist diese Erscheinung bei unseren so standesstolzen Oberlehrern zu erklären? Liegt darin nur das Einverständnis der Mitglieder, dass ihre phonetischen Kenntnisse über die wissenschaftlich nicht vorgebildeter Lehrer nicht hinausgehen? Oder muss man diese Erscheinung in Zusammenhang bringen mit dem vor dem Hamburger Neuphilologen-Kongress aufgetauchten Gedanken, zu den Neuphilologenkongressen auch alle mit dem Unterrichte in den neueren Sprachen beschäftigten Mädchen- und Volksschullehrer und -Lehrerinnen einzuladen?

Jedenfalls bildet das einigende Band unter den *Maitres phonétiques* nur der pädagogische Teil des Programms dieser Gesellschaft: aber gerade diese pädagogische Seite finden wir in den uns zu Gesicht gekommenen Heften des *Maitre phonétique* gar nicht oder höchst spärlich vertreten. Dagegen gehört neuerdings der Wiederabdruck dieses Programms zu den äusserlichen Kennzeichen eines echten *Maitre*. Auch unser Verfasser verfehlt nicht, dieser Sitte zu huldigen (vgl. S. 19 f.); man erfährt sogar bei ihm den neuen Zusatz: „Ce programme indique les *tendances générales* de l'Association, non l'opinion individuelle de chaque membre,“ womit die Einheitlichkeit unter den *Maitres* wieder etwas aufgehoben wird. Ueber dieses Programm haben wir uns bereits bei anderer Gelegenheit (*Ztschr.* XX² 176 f.) ausgesprochen. Von den höheren Zielen des fremdsprachlichen Unterrichts ist darin keine Rede, nur die praktische Spracheinpackung schwebt dem Programm als Ideal vor. Aber auch selbst wenn wir uns auf den gleichen Standpunkt stellten, mussten wir früher doch gegen den Satz (*le maître*) *se servira d'une transcription phonétique, qui sera employée à l'exclusion de l'orthographe traditionnelle pendant la première partie des cours* wenigstens in dieser Allgemeinheit protestieren. Wir dachten dabei allerdings zunächst nur an das Unternehmen Passy-Beyers, auch die französische Elementargrammatik (Form- und Satzlehre) unter Zugrundelegung transskribierter Texte unterrichten zu wollen. Bei Quiehl finden wir diesen Programmpunkt korrigiert und die Trans-

skriptionsverwendung auf den ersten Anfangsunterricht, auf die Beibringung der Aussprache, eingeschränkt. Freilich bleibt auch dann noch die Erfahrung bestehen, dass es Tausende von Menschen zu einer in den Grenzen der Möglichkeit korrekten Artikulation der Laute einer Fremdsprache gebracht haben und bringen, ohne von Phonetik und Transskriptionen eine Ahnung zu haben, während es gegenwärtig auch an phonetisch mit und ohne Transskription Geschulten nicht mehr mangelt, die, in der Theorie Löwen, in der Praxis Mäuschen, ohne ängstliche Selbstbeachtung nicht einen einzigen Satz mit richtiger Artikulation auszusprechen vermögen. Quiehl (S. 90) sieht die Schwierigkeiten ein, die auch bei seinem Unterrichtssystem der Gewinnung einer reinen Aussprache namentlich auf mitteldeutschem Boden entgegenstehen; aber er überschätzt doch das mit seiner Methode Erreichbare und unterschätzt die Leistungen Früherer. So war z. B. der heut so oft mit Unrecht geschmähte Ploetz in seinen ersten Elementarbüchern ein gar nicht so übler Lautgymnastiker, als er mit Bewusstsein *š* und *ž*-Laute u. dgl. einander gegenüberstellte und zur Einübung brachte. Dass unsere Schulphonetiker durch zu frühe Annahme unreifer Lautgesetze, durch falsche Auslegung elementarphonetischer Regeln (s. *Ztschr.* XX², 172) Irrtümer veranlassen, dass ferner die Gefahr vorliegt, durch übertriebene Berücksichtigung unwichtiger Lautvorgänge wichtigere Lautartikulationen zu vernachlässigen, soll auch nicht übersehen werden. Mit Recht erkennt auch Quiehl an, dass es in Deutschland Landstriche giebt, wo das Einstudieren der französischen Laute nur geringe Mühe verursacht und also ein phonetischer Vorkursus ziemlich entbehrlich wird. Es würde also auf diesem Gebiete den Oberlehrern etwas mehr Freiheit zu gönnen sein, als die *Maitres* und unsere einheimischen Schulreformer ihnen einräumen möchten. Es ist überhaupt ein unerfreulicher Zug, wenn sich unter unseren pädagogisch interessierten Oberlehrern eine manchmal bis zum Fanatismus gehende Rechthaberei immer mehr entwickelt und einem Schablonisieren das Wort geredet wird, gegen das sofort der heftigste Protest erhoben worden wäre, wenn es von einer vorgesetzten Schulbehörde ausginge. Auch unser Verfasser ist von diesem inneren Widerspruch nicht ganz frei. Während er selbst mit seinen Ansichten gelegentlich zur Intransigenz neigt, so bäumt er sich S. 96 und 104 ff. gegen das unheilvolle Beginnen von Schulräten u. s. w. auf, „die möglichst zahlreiche konsonantische Bindung für das allerbeste und oft einzige Erfordernis guten Lesens und guter Aussprache halten.“ Es ist diesen Schulbehörden u. E. recht sehr anzuraten, auch für die Bindung auf eine etwas anständigere französische Aussprache in den deutschen Schulen zu halten, als sie dank der Thätigkeit der *Maitres* bei uns einzureissen beginnt. Denn wenn schon Quiehl mit seiner (S. 96 Anm.) Passy nachgesagten Behauptung nicht ganz Unrecht hat: „An übermässiger (richtiger würde es

heissen: an unrechter Stelle angewandter) Bindung erkennen wir den ungebildeten Menschen,“ so ist mit dem gleichen Rechte die Behauptung zu verteidigen: „An ungenügender Bindung erkennt man den ungebildeten Menschen.“ Die Nichtbindung gehört zu den Passyschen Steckenpferden; es liegt aber für unsere deutschen Lehrer nicht die geringste Veranlassung vor, dieses nun auch ihrerseits zu reiten.

Eine weitere Eigentümlichkeit der *Maitres phonétiques* besteht darin, dass sie auf das in ihrem Organ verwendete Transskriptionssystem schwören, das Talbert nicht mit Unrecht als eine Aeusserung des von ihm entdeckten und behandelten *morbus foneticus* bezeichnete, und ausserdem, dass fast jeder Schulreformer, der dieses sog. System ausserhalb des Organs anwendet, immer wieder zu freiwilligen oder unfreiwilligen Aenderungen greift. Auch bei Quiehl finden wir diese Eigentümlichkeit wieder: er verwendet im ganzen die Lautbezeichnungen des Musterorgans, gestattet sich aber doch, schwedisches *ø* (= geschlossenem *œ*) durch deutsches *ö*, Passys *y* durch *ü* zu ersetzen, und dadurch wieder mit sich selbst in Widerspruch zu geraten. Er fürchtet nämlich, dass die Schüler bei ihren Transskriptionen zu leicht in Irrtümer verfallen, wenn man ihnen Lautbezeichnungen mit unterscheidenden Strichen zumutet: sie könnten zu leicht den Unterscheidungsstrich vergessen, also ein geschlossenes *o* für offenes (*ø, ò*), ein geschlossenes *e* für offenes (*é, è*) etc. setzen. Wenn man dieses befürchtet, dann darf man auch keine *ö* und *ü*, keine *ê, œ, â* (neben *e, œ, a*), keinen Doppelpunkt zur Längenbezeichnung, keinen Akut zur Kennzeichnung einer Tonsilbe verwenden. Werden aber diese diakritischen Hilfsmittel zugelassen, warum denn nicht auch Böhmers „ für hohe Vokale (*ø, q, é*), den althergebrachten Längenstrich, warum nicht *ñ, š, ž*? Wir können demnach Herrn Quiehl auch zu seiner Zeichenwahl nicht Glück wünschen.

Ein Erkennungszeichen für den *maitre phonétique* ist auch die Wahl seiner Quellen und die Art seiner Citate. Die älteren und neueren Grammatikerzeugnisse, die Schriften der Orthoepiker und gemässigten Orthographiereformer, die Erzeugnisse der historischen Sprachforschung, der wissenschaftlichen Phonetik und der Dialektologie werden ignoriert oder schlüpfen nur mehr zufällig einmal unter (vgl. oben und *Ztschr.* XX², 161; *Jahresber. über die Fortschr. d. roman. Phil.* IV, 31 ff.). Seine Hauptquellen sind das Genossenschaftsorgan: der *Maitre phonétique*, und die Elementarwerke der Genossen, die bei besonders eifrigen und begeisterten *Maitres* mit den schmückendsten Beiwörtern versehen werden (vgl. *Ztschr.* XX², 159 und 169). Bei unserem Verfasser ist diese Geschmacklosigkeit vermieden. Aber seine Lektüre ist keine ausgedehntere, als bei den *Maitres* sonst üblich, und die Genossen werden auch bei ihm mit besonderer Vorliebe angeführt. Der *M. P.* wird S. 4 Anm. von ihm angezogen zum Erweis der nicht ganz neuen Thatsache, dass wir in

Deutschland von einer allgemein anerkannten nationalen Aussprache entfernt sind; S. 19 Anm. als Quellenwerk mitsamt den Satzungen der *Association*; S. 60 um festzustellen, dass in *roi* (*rua*) *a* in verschiedener Weise ausgesprochen wird; S. 70 Anm., um anzugeben, dass dort auch einige Quantitätsregeln zu finden seien. Die gründliche deutsche Arbeit Jägers über französische Silbenquantität, die Arbeiten Ricards *Système de la quantité syllabique*, Ph. Wagners etc. werden wieder verschwiegen. P. Passy, das Haupt und Orakel der *Maîtres*, erscheint nach dem Register 12 Mal als Autorität: S. 4 erfährt man, er sei Herausgeber des *M. P.*; S. 19 Anm. wird diese Angabe wiederholt; S. 41 wird Passys Zeugnis dafür angerufen, dass in Frankreich Zungen-*r* noch allgemeiner verbreitet sei, „als man gewöhnlich annimmt.“ Wer sind die „man“; und was soll das heissen: „bei einem Volksschullehrer-Kongress mit 2400 Teilnehmern war die Herrschaft des Zungen-*r* unangegriffen.“ Ist dort überhaupt über die *r*-Laute (von Aphonetikern) debattiert, oder nur festgestellt worden, dass Zungen-*r* für Bühne und Gesang noch immer vorgeschrieben, wenn auch nicht immer festgehalten ist? S. 55 Anm. wird P. für den grossen Gedanken citiert: *Il serait bien difficile de faire une étude scientifique des sons de notre langue en se servant d'un instrument aussi défectueux (= des lettres)*. Hat man das vor P. wirklich nicht gewusst, und war kein deutscher Gewährsmann für diese etwas altväterische Beobachtung zu finden, wenn durchaus einer angeführt werden musste? S. 59 wird auf die Beziehungen hingewiesen, „welche Passy zwischen Schreibung und Aussprache bezüglich der Laute *a* und *ɑ*, *e* und *ɛ*, *o* und *œ*, *o* und *o* im *M. P.* im September-, Oktober- und November-Heft 1890 aufstellt.“ Davon, dass in meiner dem Verfasser unbekannt gebliebenen *Grammatik der neufranzösischen Sprache* (I, Leipzig 1889) und noch früher bei Viotor und Trautmann ähnliche Zusammenstellungen gegeben wurden, wird nichts verraten, auch nicht versucht, die etwa vorhandenen Widersprüche zu lösen; S. 76 wird P. Passy die nicht sehr klare Erläuterung nachgesprochen: „*onetate*“ me semble pédant et „*onete*“ incorrect, pour moi c'est onetté, c'est-à-dire que non seulement le *t* est prolongé, mais qu'il y a une reprise de force qui le partage nettement entre les deux syllabes. Danach müsste der *t*-Verschluss erst eng, dann etwas lockerer und dann wieder fester sein, ausserdem etwas länger angehalten werden. Das mag richtig sein, aber das Wesentliche bei dieser Aussprache ist doch, dass ein (implosives) *t* im Augenblick der Verschlussbildung und ein zweites (explosives) im Augenblick der Verschlusslösung ertönt, also ein wirkliches Doppel-*t* (mit einer Verschlussbildung) vorliegt. S. 79, wo Quiéhl das alte *kat'* (für *quatre*), das schon der Grammatiker Duez anno 1639 kannte, zum Beweise dafür anführt, dass heut „nicht bloss die weniger Gebildeten“ die Aussprache mit verstümmtem auslautendem *l*, *r*, *m* nach Konsonanten in Worten

wie *table, coudre, prisme* „bevorzugen“ (eine Behauptung, die sehr der Einschränkung bedarf), wird (Beyer und) Passy erwähnt als Zeugen dafür, dass „auch Gebildete ganz allgemein nicht nur *kət pəʁsɔ̃n*, sondern auch *kət əfã*“ sagen. Hier fragt sich wieder, wer ist nach Ansicht dieser Gewährsmänner ein „Gebildeter“; sehr hoch greift P. hier wie gewöhnlich bei dieser Begriffsbestimmung nicht. Besonders unglücklich sind die Anführungen Quiehls auf S. 84. Passy lässt in seinem *Français parlé* seinen Vater, den Neuillyer Patriarchen und Friedensapostel, und G. Paris als Redner auftreten, mit einer Aussprache, die er selber ihnen beizulegen für gut befindet. Man muss dabei beachten, dass es Passy offenbar eine Freude macht, die Ausländer, von denen man korrekteste Aussprache verlangt und verlangen muss, eine Vulgäraussprache zu lehren, die, von ihnen angewendet, sie zu komischen Figuren macht. Die von P. als normal gelehrten Abschleifungen gestattet sich nicht einmal ein gebildeter Einheimischer in ihrer Gesamtheit und mit der von P. gelehrten Regelmässigkeit, die er vermutlich selbst nicht befolgt. Nun sieht man aus Äusserungen der P.'schen Familienmitglieder, dass Vater Passy mit der ihm von seinem Sohne Paul beigelegten Aussprache keineswegs immer einverstanden ist; von G. Paris hat man in meinen *Parlers Parisiens*² eine Wiedergabe der Aussprache, die er selbst für seinen Vortrag für richtig und von ihm innegehalten erklärt. In diesen *Parlers Parisiens* kann man ausserdem lesen: „M. G. Paris et M. Joret . . . trouvaient également que M. Passy avait donné à son texte figuré un caractère par trop familier.“ Thut nichts; nicht die wirkliche oder von ihnen gewollte Aussprache dieser Redner, sondern die ihnen von P. beigelegte Aussprache wird von Quiehl a. a. O. (als Zeugnis für das verstummende *l* von *il*) angezogen. S. 99 ff. entlehnt Quiehl wieder seine Beispiele für Bindung und Nichtbindung Passys *Français parlé*, das nur, wenn man von der Tendenz ausgeht, möglichst wenig Bindungen vorfinden zu wollen, geschickt gewählt ist. — Nach Passy weist den besten Rekord Beyer auf (*Maître P.* No. 247), der 8 Mal als Zeuge angerufen wird. S. 14 zur Bekräftigung der uns Laien selbstverständlich erscheinenden Ansicht, dass man auf der Schule zwar die (gesicherten!) Ergebnisse der Phonetik verwenden, aber keine wissenschaftliche Phonetik treiben solle; S. 71 Anm. für eine richtige Beobachtung über den verschiedenen akustischen Eindruck kurzer Silben, wobei die von Rousselot in seinen *Modifications* niedergelegte Beobachtung, dass nur von blossem Gehör aufgestellte Quantitätsbestimmungen ganz allgemein zu täuschen pflegen, vielleicht gleichfalls eine Berücksichtigung verdiente. S. 87 Anm. werden nach Beyers Vorgang unter den Zeugen für die verschiedenen Auffassungen des französischen Wortaccentes Schwan-Pringsheim, Rousselot, Wulff nicht, und Diez — an fünfter Stelle hinter Littré, G. Paris und selbst hinter Brachet, seinem Popularisator, genannt. An den übrigen Stellen erscheint Beyer mit einem Büchertitel oder

als Dioskur P. Passys. — Von weiteren *Maîtres* werden citiert Boldt S. 69 (in Begleitung Passys), auf Grund von dessen Autorität für das Genferische folgende Ausspracheeigentümlichkeiten angegeben werden. 1. Die Endvokale mit folgendem stummem *e* sind im Genfer Französisch lang (das ist nur für die Lese- und Vortragsprache richtig); 2. *-ot*, *-op* am Wortschlusse werden *o* gesprochen (diese Regel ist wieder zu eng, man hört *o* für geschlossenes *o* auch in Wörtern wie *autre*, *zône* etc., also für jedes betonte geschlossene *o*); 3. abweichend vom Nordfranzösischen wird in Wörtern wie *neuve*, *seule*, *maure*, *piège* der Vokal geschlossen gesprochen (auch diese Regel ist nicht einwandfrei; geschlossenes *æ* findet sich auch im östlichen Nordfranzösisch; *maure* und *piège* mit geschlossenem Laute sind in Genf keineswegs mit Konsequenz festgehalten); 4. in Wörtern wie *fille* wird noch *l mouillé* ausgesprochen (wonach man meinen könnte nur bei *l* nach *i*; es wird aber jedes alte *l* als erweichtes *l* beibehalten; also auch in *feuille*, *bataille* u. dgl.). Die angeführten Regeln sind demnach sämtlich ungenau; sie sind ausserdem auch unvollständig, wovon sich der Verfasser leicht überzeugen kann, wenn er beispielsweise die Varianten Zbindens und Ritters in den *Parlers Parisiens* aufmerksam nachprüfen wollte. Auf Eigentümlichkeiten, die den Genfern mit den Südfrauzosen gemeinsam sind, hatte ich überdies in der von Quiehl benutzten Abhandlung *Zur Aussprache des Französischen in Genf* hingewiesen; in meiner *Anleitung zum Stud. der frz. Philologie* (Marburg 1897), S. 44 hätte der Verfasser noch ein paar andere Beobachtungen mitgeteilt finden können. — Ein weiterer, 6 Mal angerufener *Maître* ist A. Kühn (*Maître* No. 222). Seinem französischen Lesebuche hat Quiehl die oben gekennzeichneten Transskriptionen entlehnt; S. 61 erfährt man, dass die in Kühns Wörterverzeichnis zu seinem *Lesebuche* eingeführten Transskriptionen Passys Aussprache wiedergeben; S. 97 Anm. wird Kühns *Französischem Anfangsunterricht* ein Citat entlehnt, das bestätigen soll, in den deutschen Schulen werde die französische Konsonantenbindung über Gebühr betrieben; S. 115 erfährt man, dass das Kühnsche *Lesebuch* eine Anzahl von Liedern (mit Noten) aufweist, die sehr gern gesungen werden; S. 146 wird Kühns französischem Lesebuch die geistreiche und höchst bildende Erzählung: *Erreur d'un paysan* entlehnt, für die Quiehl offenbar nichts Besseres zu finden wusste; S. 152 Anm. endlich erfährt man, dass von Kühn in seinen *Übungen zum französischen Lesebuch* Umformungen von Sätzen gegeben werden. — Der *Maître* No. 663 und dänische Lehramtskandidat Mörch wird S. 70 Anm. als Autorität für Quantitätsbestimmungen angeführt, der in seinem Artikelchen *La durée des voyelles françaises* selbst bescheiden bekennt: „Je ne ferai guère que reproduire les règles déjà établies“ und als eigene Quellen wieder Passy und den *Maître phonétique*, an letzter Stelle und wohl mehr *honoris causa* Nyrop, den dänischen Romanisten, nennt, dessen

Lydlære echte *Maitres* nicht zu lesen pflegen. — Doch wir wollen in Aufzählung der angezogenen Genossen nicht fortfahren⁴⁾: die angegebenen Beispiele werden zum Nachweis unserer Behauptung genügen, dass die Mitglieder der *Ass. phon.* eine besondere Vorliebe für gegenseitiges Citieren besitzen und so nach Kräften zur gegenseitigen Erhöhung ihrer Berühmtheit und zum Vertrieb ihrer Bücher beitragen. Im Hintergrunde sahen wir auch hier hinter den angezogenen kleineren Leuchten der Genossenschaft P. Passy wie den Prinzen von Arkadien in der bekannten Offenbachschen Operette immer wieder zum Vorschein kommen.

Doch wir wollen Quiehl Gerechtigkeit widerfahren lassen: er nennt als Quellen und Säulen der von ihm vorgetragene Ansichten nicht ausschliesslich gewöhnliche *Maitres*; er berücksichtigt auch einigermaßen die *maitres honoraires*, von denen sechs (von 29), Vietor 6 Mal, Trautmann 2 Mal, Sievers, W. Foerster, Storm und Rousselot je 1 Mal erscheinen. Storm ist dabei (S. 26) die Beobachtung entlehnt, dass die Engländer französisches *pas* als ihr *paw*, *patte* als ihr *pat* auffassen. Wie sollten sie anders? Sie nehmen eben zum Vergleich ihre artikulatorisch nächststehenden Laute. Es wäre gänzlich verfehlt, deshalb dem französischen hohen *a* in *patte* den Laut des englischen *a* in *pat* und dem tiefen französischen *a* den Laut von *aw* in *paw* zuzuschreiben. Der arme Rousselot muss wieder mit seinem Apparat (vgl. *Littbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1894, S. 129) erscheinen, mit dem wahrscheinlich der von ihm benutzte Verdinsche Registrierapparat gemeint ist, und dieser eine Ausdruck beweist allein hinreichend, dass Rousselot unserem Verfasser allzu sehr Respektsperson geblieben ist, als dass er ihm hätte nähertreten wollen. Dieses platonische Respektverhältnis den *maitres honoraires* gegenüber ist in den Elementarbüchern der Schulphonetiker unserer Genossenschaft das gewöhnliche. Nur zu Vietor herrscht wie bei Quiehl, so auch sonst, eine etwas grössere Hingezogenheit. Leider ist aber Vietor gerade auf den Gebieten der französischen Lautlehre unselbständig und ebenfalls von Passy abhängig. — Neben diesen Autoritäten findet man bei Quiehl auch einige deutsche Schulreformer citiert, die der phonetischen Genossenschaft nicht sämtlich angehören: Dörr (Maitre No. 233), auf dessen 1886 erschienene Abhandlung: *Die Aufgaben der modernen Philologie in der Gegenwart* Quiehl sich beruft zur Verstärkung der schon ein Decennium vorher nicht mehr neuen Ansicht, dass ein neuphilologischer Lehrer auch phonetische Kenntnisse besitzen müsse; W. Hartmann, der als Autorität für Sprachübungen auf Grundlage der Anschauung angesehen wird; Kron, der mit einem kritischen Aufsatz und seinem *Petit Parisien* erscheint, während sein Konkurrent Stier (vgl. *N. Spr.* VI, 601 ff. u. 672 ff.),

⁴⁾ Es erscheinen von ihnen noch u. a. Klinghardt (Maitre No. 220), Michaelis (No. 381), Walter (No. 332), Wendt (No. 480).

der kein Schulreformer ist, keiner Erwähnung gewürdigt wird; A. Lange, als Vertreter der Ansicht, man müsse den fremdsprachlichen Unterricht mit dem Französischen beginnen (S. 10), und als Vater der Beobachtung: „Das richtige Verstummen und Lautwerdenlassen des *a*-Lautes ist eines der Hauptmerkmale einer guten französischen Aussprache“, die man heute wohl als einen Gemeinplatz ansehen darf; Rossmann (von dem ich nicht weiss, ob er mit dem Maître No. 415 identisch ist), von dessen *Lesebuch* wieder ein angehangenes Wb. mit Passy-Aussprache rühmend erwähnt wird, und der, wie *Maître* Kühne in seinem *Lesebuch* gleichfalls mit Liedern und Noten aufwarten kann. Von Schulreformern oder wenigstens Gönnern der Schulreform, die nicht zugleich *maitres* sind, werden endlich noch Münch und Wätzoldt erwähnt. Im ganzen muss man auch hier feststellen, dass die Heranziehung der deutschen Reformer mit grosser Liberalität vor sich geht, ein paar Citate weniger den Wert des Quihlschen Buches nicht beeinträchtigt hätten.

Es muss aber endlich auch anerkannt werden, dass der Verfasser, abweichend von der Gepflogenheit mancher anderen *Maitres* und Schulreformer, auch ausserhalb dieser Kreise stehende Männer gelegentlich und nicht immer nur ablehnend berücksichtigt. Wir finden bei ihm auch den sonst immer übersehenen K. Sachs und dessen Wb. wenigstens an zwei Stellen anerkennend berücksichtigt, und auch K. Plötz kommt einmal, wenn auch nicht ganz ohne Tadel, zu Worte. Es ist immerhin ein Fortschritt, wenn unsere deutschen phonetischen Sprachlehrer sich wieder darauf zu besinnen beginnen, dass es auch in Deutschland und schon in früherer Zeit Schulmänner gab, die um die Erkenntnis der französischen Aussprache Verdienste besitzen. Mir selber wird 6 Mal der Vorzug einer Erwähnung zu teil, und es zeigt sich, dass der Verfasser meine Broschüre *Zur Aussprache* etc. aufmerksam gelesen hat, meine *Parlers Parisiens* wenigstens vom Hörensagen oder aus Rezensionen, auch den Titel meiner *Neufranzösischen Formenlehre* kennt, dagegen von meiner *Grammatik der neufranzösischen Schriftsprache*, von meinen Artikeln und Rezensionen in dieser *Ztschr.* (deren Inhalt er überhaupt nicht verwertet) keinen Gebrauch zu machen beliebte. Zweimal ist Quihl mit meinen wirklichen oder vermeintlichen Aufstellungen nicht einverstanden, und er stellt mir in beiden Fällen eine von mir ganz unerwartete Autorität gegenüber: — Fräulein G. Paul. Dieses Fräulein ist offenbar identisch mit dem Fräulein Georgine Paul „secrétaire de rédaction du Maître phonétique“, von der die P. Passy und Michaelis in ihrem *Dictionnaire phonétique* S. XI erzählen und von der ich in dieser *Ztschr.* XX², 186 wohl nicht mit Unrecht annahm, dass auch sie zu der vielköpfigen Familie Passy gehöre. Unter den *maitresses phonétiques*, die im Januarheft 1899 des *M. P.* aufgezählt werden, befindet sich Fräulein Georgine nicht, dagegen ein Fräulein Alice und ein Fräulein Marie Paul. Von den

litterarischen Arbeiten des Fräulein Georgine, sei es auch nur auf dem Gebiete der Elementarphonetik, ist mir sonst nichts bekannt geworden: innerhalb des Kreises der phonetischen Sprachmeister scheint ihr eine grosse Zukunft bevorzustehen. Auf S. 61 Anm. finde ich bei Quiehl die Behauptung: „In *Les Parlers Parisiens* sagt Koschwitz, dass die Aussprache *-asiō* (mit geschlossenem *a*) den meisten Franzosen schlecht klingt.“ Ich würde dem Verfasser zu Danke verpflichtet sein, wenn er mir auch die Stelle nachweisen wollte, wo ich diesen Ausspruch thue. In der Einleitung der *Parl. Par.* spreche ich von dieser Endung überhaupt nicht; in den Bemerkungen, die ich der Aussprachangabe meiner Sprachzeugen vorausschicke, stelle ich einfach fest, wie diese sich zu dieser bald *āsiō* (mit kurzem hohen *a*), bald *asiō* (mit qualitativ und quantitativ mittlerem *a*), bald *asiō* (mit kurzem oder mittelzeitigem tiefen *a*), bald endlich *āsiō* mit langem (selbst überlangem) tiefen *a* gesprochenen Endung verhalten; dabei erwähne ich u. a. auch, dass Renan die Aussprache *āsiō* überhaupt nicht zu kennen versicherte (S. 57²). In meiner Abhandlung *Zur Aussprache* S. 12 fasse ich das Ergebnis meiner Beobachtungen über die verschiedenen Aussprachen der Endung *ation* dahin zusammen: „Die grosse Mehrheit der gebildeten Franzosen kennt jedenfalls diese Aussprache (mit tiefem *a*) nicht, und selbst die gebildeten Pariser haben eine gewisse Scheu vor zu langem (tiefen) *a* in dieser Endung.“ Dass den meisten Franzosen *asiō* (mit tiefem *a*) schlecht klingt, wird also auch hier nicht gesagt. Aber diese Äusserung wird mir nun einmal von Frl. Paul im *M. P.* 1896 S. 87 beigelegt und daran die von Quiehl mit unverkennbarem Wohlgefallen citierte Äusserung geknüpft: „Dans les terminaisons *-ation*, *-assion* j'emploie toujours *a* (d. i. tiefes *a*); c'est ainsi que j'ai toujours entendu prononcer. L'idée que cela puisse sonner si mal à l'oreille de la plupart des Français me semble un peu grotesque.“ Wenn Fräulein Paul besser gelesen oder verstanden hätte, so hätte sie nicht gegen dies von ihr selbst aufgestellte Phantom zu kämpfen brauchen. Aber ihre Sache steht noch schlimmer. Hat Fräulein Paul wirklich nur immer *ation* mit tiefem *a* gehört, so geht es ihr dabei zweifellos wie ihrem Antipoden Renan, der nie ein *ation* mit langem tiefen *a* gehört haben will, d. h. beide haben schlecht gehört, sei es aus mangelhafter akustisch-phonetischer Begabung, sei es weil sie nicht genügend auf die betreffende Aussprache geachtet haben. Die Lautspione nach dem Herzen Klinghardts (vgl. *Krit. Jahresbericht* IV, 36), die immer und überall nur auf den Lautklang, nicht auf den Inhalt des zu ihnen oder in ihrer Gegenwart Gesprochenen achten, sind eben noch gar zu selten, und selbst dem auf Lautbeobachtung ausgehenden Phonetiker begegnet es nur allzu leicht, dass er über dem Inhalt die Lautartikulation vernachlässigt. Wir sind weit entfernt, Fräulein Paul hieraus einen Vorwurf zu machen, doch müssen wir leider wenigstens nachträglich bestätigen,

dass ein tiefes langes *a* in der That der Mehrheit der Franzosen unschön klingt; und nach meinem deutschen Wohllautsgeföhle muss ich ihnen darin beistimmen. Für die Phonetik hat dieses subjektive ästhetische Empfinden natürlich nicht die geringste Bedeutung. Nicht minder interessant ist der zweite Fall, wo der Verfasser mich in Gegensatz zu Fräulein Paul bringt. Die älteren deutschen Orthoepiker und Grammatiker bezeichneten (und manche bezeichnen noch) die Aussprache der französischen Buchstabengruppe *oi* mit *°a*, und auch die französischen Grammatiker (s. die Zeugnisse bei Thurot, *La prononciation française* I, 288 u. 352 ff.) zweifelten bis in die jüngste Zeit, ob das erste Element dieses Halbdiphthonges als ein (unsilbiges) *o* oder *u* aufzufassen sei. Thurot a. a. O. S. 288 folgert daraus in etwas ungeschickter Ausdrucksweise: „L'hésitation qui se remarque de bonne heure dans l'orthographe et la définition du son de l'*o* devant une voyelle autoriserait à penser que l'*o* devant une voyelle se prononçait comme un *ou* consonne: on s'explique ainsi qu'on ait représenté ce son tantôt par *o*, tantôt par *ou*, parce qu'on sentait que ce n'était ni l'un ni l'autre.“ Diese Ansicht hat für die heutige Aussprache durchgeschlagen, seitdem Havet sich für halbkonsonantisches *u* entschieden hat, und ist von den Elementar- und Schulphonetikern als Dogma übernommen worden. Indessen zeigt das mir geäußerte Bedenken Gots, des ehemaligen Doyens des Théâtre Français, er könne *qa* und nicht *ya* sprechen, und man habe ihm diese Aussprache *qa* als Bretonismus vorgeworfen (vgl. *Parl. Par.*² S. 89), dass es auch heute noch Franzosen giebt, die *oa* (*qa*) zu sprechen glauben, und andere, die diese Aussprache hören, und es liegt auch auf der Hand, dass auch das Lautbild (*oi*) mit *o* gelegentlich die Aussprache des Franzosen beeinflussen muss. Es will deshalb nicht viel sagen, wenn Fräulein Paul an der von Quiehl S. 34 Anm. citierten Stelle behauptet: „Je n'ai jamais observé cette prononciation (*qa*) chez des Français, mais je l'ai souvent corrigée comme une faute chez des étrangers parlant français, qui prononçaient *mqa*, *tqa*, en employant *q*; je n'ai jamais entendu dire *moa* et *toa* avec un *o*,“ zumal wenn man bedenkt, dass, wie schon oben gezeigt, diese Zeugin sich durch Beobachtungstalent und genaue Lautauffassung nicht gerade hervorthut und als Französin natürlich darüber kein Urteil haben kann, wie eine französische Lautverbindung einem deutschen Ohre erklingt. Dass sie bei Ausländern selbst ein zweisilbiges *oa*, *qa* gehört und bei ihnen in *ya* (*ya*) gebessert hat, glauben wir ihr recht gern; für sie als Genossenschafterin gehört *ya* selbstverständlich zu den phonetischen Glaubensartikeln. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus — und dies hätte Quiehl einsehen müssen — hat die Gegenüberstellung von *oa* und *ya* keinen rechten Sinn. Denn es ist von physiologischem Gesichtspunkte aus unmöglich, für jedes Individuum oder auch nur für den Durchschnitt zu bestimmen, bei

welcher genauen Artikulation ein *o* aufhört und ein *u* beginnt, und ebenso von physikalischem (akustischem) Standpunkte aus gegenwärtig unmöglich zu entscheiden, wann die akustische Wirkung eines (sehr geschlossenen) *o* und bereits die eines (sehr offenen) *u* vorliegt. Phonetiker nehmen daher oft auch für Tonstellen einen Grenzlaut von *o/u* an, den man wohl auch in Passys (*u*) = *o* très fermé zu erkennen hat. Bei einem unsilbig, d. i. sehr rasch gesprochenen *u/o* muss sich diese Unterscheidungsunmöglichkeit naturgemäss noch steigern, und da sich die benachbarten Vokale artikulatorisch zu nähern suchen, namentlich bei so enger Verbindung, wie sie im französischen *oi* (*ya, oa*) besteht, so liegt es auf der Hand, dass ein *u* vor *a* sich gern nach *o* hinneigen wird, das auf dem Wege von *u* zu *a* liegt. Jede schlaife Artikulation von *u* nähert sich dem *o*-Laute, und es giebt ebensowohl ein unsilbiges *o*, wie ein unsilbiges *u*. Die (von Thurot u. a. gemachte) Folgerung, ein unsilbiger Laut, der den einen als *o*, den anderen als *u* ertöne, müsste durchaus ein halbkonsonantisches *u* sein, ist wissenschaftlich nicht haltbar. Es wäre sogar ein artikulatorisches und phonetisches Wunder, wenn ein so rasch gesprochener Laut wie *u* immer mit der strafferen Zungenstellung eines wirklichen *u* zu stande käme. Der konsonantische (oder richtiger halbkonsonantische) Charakter des *u* (und auch *ï*) beruht ferner keineswegs darauf, dass bei diesen Lauten eine grösste Engenstellung der betr. Vokale erreicht wird, wie man gewöhnlich vorgetragen findet, sondern vielmehr darauf, dass bei ihnen der Vokal eben nicht zur vollen Artikulationsreinheit gelangt. Es ist nach alledem eine kindliche Rechthaberei, wenn man für französisches *oi* nur eine Aussprache *ya* anerkennen will, zumal wenn man auch der nicht abzuleugnenden und in meinen *Parl. Par.* wiederholt belegten Thatsache Rechnung trägt, dass unter rhetorischem Accente in *oi* auch das erste vokalische Element (geschriebenes *o*) das Übergewicht erhalten kann und dann, bei dem nun fallend gewordenen Diphthongen, ein unanfechtbares *o* (in *óa*) oder selbst *o* (also *óa*) ertönt. Von einem philologisch gebildeten Manne aber, der über Aussprache und Phonetik seine Amtsgenossen zu unterrichten unternimmt, hätte man erwartet, dass er die naiven Äusserungen des Frl. Paul entweder überging oder doch wenigstens auf den ihnen gebührenden Wert oder Unwert zurückführte.

Aber die Wege haben sich verändert, die zu der Bedeutung eines Kenners der französischen Aussprache führen. Wenn früher, in der Zeit, wo es noch keine Schulphonetik und keine *maîtres phonétiques* gab, ein deutscher Oberlehrer es unternahm, über Aussprache zu schreiben, so fühlte er sich verpflichtet, sich im Auslande in jahrelangem emsigen Bemühen ein eigenes Urteil zu bilden. Damals hielt z. B. Plötz noch seinem Mitbewerber Schmitz in einer Polemik vor, dass er nur „ein Jährchen“ in Paris verbracht habe und sich schon auf Grund dessen zu einem Urteil berufen fühle. Und wie unermüdlich

arbeitete dieser heute über die Achsel angesehene Plötz, der schliesslich s. Z. nicht weniger zur Hebung der deutschen Schulaussprache allein gethan, wie sämtliche deutschen *maîtres* zusammen! Seinen Sammlungen und Beobachtungen fehlt nur wenig, um auch heute noch allen Ansprüchen methodisch-philologischer Forschung genügen zu können; seine meist immer noch aktuellen lautlichen Beobachtungen lassen sich spielend in die heute übliche phonetische Terminologie umsetzen, und es ist eigentlich erstaunlich, dass sich noch keiner unserer Schulphonetiker dieser wirklichen „Fundgrube“ (s. *Ztschr.* XX², 169) bemächtigt hat. Er müsste freilich den Mut haben, mit dem neuen Dogmenkram der herrschenden Elementarphonetik öfters zu brechen. Sonst ist es heut bequemer geworden, die Stellung eines Lehrmeisters der Aussprache zu erobern. Wer gegenwärtig sich zu ihr empor-schwingen will, beginnt seine Studien mit der Lektüre der Passyschen *Sons du Français*; zur Ergänzung liest er vielleicht auch noch Vietors grosse und kleine *Phonetik*, worin die Passyschen französischen Lautbestimmungen wiederkehren, oder auch Beyers *Phonetik*, die gleichfalls inhaltlich sich nur selten von Passy emanzipiert. Wer besonders fleissig ist, liest ausserdem auch noch Frankes *Phrases de tous les jours*, wofür abermals Passy die Aussprachebezeichnung geliefert hat, Passys *Français parlé*, J. Passy-Rambeaus *Chrestomathie* und benutzt endlich noch die neueste Glanzleistung: P. Passy-Michaelis' *Dictionnaire phonétique*. Man müsste nun meinen, dass ein so mit Passyscher Weisheit Getränkter nun auch einmal andere Stimmen anhörte und zu selbständiger Forschung fortschritte: o nein; unser *Maître in spe* wandert nach Frankreich, nicht um ihm so oft Gesagtes zu kontrollieren, sondern um in Paris bei Passy an der *École des Hautes Études* Vorlesungen zu hören oder bei ihm Privatunterricht (monatlich 10 Franken; Vorausbezahlung) zu nehmen, um sich also noch einmal an derselben Quelle zu letzen. Wer dann auf diese Weise seinen letzten Wissensdurst befriedigt, der braucht nicht mehr nach rechts und nach links zu schauen; die Franzosen, die er in Frankreich und sonst hört und die nicht so sprechen, wie er es gelernt, verstehen einfach von ihrer Sprache nichts; und ist er nun noch auf den *M. P.* abonniert, und hat er damit die letzte Weihe erhalten, so weiss er in seiner stolzen Selbsteinschätzung mehr von der französischen Aussprache als sämtliche Professoren der romanischen Philologie mit ihren Lektoren zusammen, und seine Genossen, die übrigen *Maîtres*, beeilen sich, ihm dies zu bestätigen, für den Fall, dass er etwas von seiner Weisheit durch Druckerschwärze verbreiten lässt. — Wir bedauern im Anschluss hieran feststellen zu müssen, dass auch Quiehl nach seinen Angaben zwar in Frankreich gewesen ist, sich in seinem Buche aber so gut wie keine auf eigener Beobachtung beruhenden Angaben finden.

Und nun wollen wir das hier in rohen Umrissen gezeichnete Bild unserer *Maîtres phonétiques* verlassen, das wir uns vorbehalten,

gelegentlich an einem uns passend erscheinenden Beispiel auch ins kleine auszumalen. Einige Anzeichen deuten übrigens darauf hin, dass, vielleicht auch dank unseren gern verschwiegenen Anregungen, in den Reihen der *Maîtres* eine etwas bessere Selbsterkenntnis zu erwachen beginnt. Sobald sie eingesehen haben werden, dass sie nicht Vertreter einer Wissenschaft, sondern nur deren Popularisatoren sind, dass es aber auch bei dieser bescheidenen Rolle ihnen zukommt, Augen und Ohren etwas weiter zu öffnen und williger sich um Dinge zu bekümmern, die ausserhalb ihrer Genossenschaft von der philologischen und wissenschaftlich-phonetischen Litteratur geboten werden, sobald unter ihnen aufdringliche Geschäftsreklame, kindliche Rechthaberei und gegenseitige Lobhudelei aussterben oder wenigstens abnehmen sollten, dann werden auch wir ihnen wieder gern unsere Anerkennung zollen. Gegen den z. Z. in der Schulphonetik eingerissenen Unfug werden wir nicht aufhören, energischen Einspruch zu erheben.

Die Charakterisierung der *Maîtres phonétiques* hat uns verhindert, auf eine Einzelkritik des vorliegenden Werkes einzugehen, gegen dessen die Aussprachelehre behandelnden Inhalt wir an nicht wenigen Stellen Bedenken haben, und wir wollen, angesichts der Ausdehnung, die unsere Betrachtungen bereits genommen haben, das Versäumte auch nicht mehr nachzuholen suchen. Da vorläufig noch alle *Maîtres* ebenso sicher dieselben Behauptungen aufstellen, wie die Spatzen nach derselben Melodie zwitschern, so findet sich dazu gewiss ein andermal Gelegenheit. Sagen wir also kurz, dass im ersten Hauptteil Quiehl auseinandersetzt, wie er seinen Ausspracheanfangsunterricht gestaltet, indem er seine Schüler zuerst das Notwendigste über die vom Deutschen abweichenden französischen Artikulationen unter Anwendung von Lautschrift lehrt und dann erst zur üblichen Orthographie übergeht, und dass er im zweiten Hauptteil mitteilt, wie er seine praktischen Sprechübungen abhält und wie sie abzuhalten er es auch anderen empfiehlt. Es finden sich darin allerlei nützliche Betrachtungen und Winke; aber dessen, was man gegenwärtig noch für neu und nicht für selbstverständlich ansehen kann, ist doch nicht allzu viel; und an manchen Stellen muss man sich sagen: gewiss, es geht unzweifelhaft so, wie Quiehl es wünscht; es geht aber auch anders. Die Schrift hätte einen viel besseren Eindruck gemacht, wenn sie, auf die Wiederholung bekannter Dinge verzichtend, sich auf den vierten Teil ihres Umfanges eingeschränkt hätte. An dem Streben des Verfassers nach Gutem und Besseren ist nicht zu zweifeln.

MARBURG.

KOSCHWITZ.

Aucassin und Nicolette, mit Paradigmen und Glossar herausgegeben von Hermann Suchier. Vierte Auflage — Paderborn, Schöningh, 1899.¹⁾

¹⁾ Il a également paru une nouvelle version d'*Aucassin*, due à M. Bovy, Bruxelles, Schepens, 1898; je la signale volontiers ici.

On sait de quels soins M. Suchier a entouré, dès sa première édition (1878), la jolie chantefable d'*Aucassin*. Chaque réimpression atteste un progrès nouveau dans la constitution du texte et dans les notes; nous sommes à la quatrième, qui ne sera pas la dernière, et il ne reste vraiment qu'à louer dans l'œuvre du savant maître de Halle.

Un seul point est encore obscur pour lui, c'est le lieu de provenance de la chantefable. On en a fait, jadis, une œuvre champenoise et même centrale. Il l'a de plus en plus reportée vers le Nord, et aujourd'hui, d'accord avec mes observations dans le *Moyen Age* (III,28), il lui assigne comme berceau le Hainaut, sans doute la partie orientale de cette province (Charleroi-Thuin). C'est tout ce que l'étude phonétique et morphologique du texte permet, en somme, d'avancer.

J'ai dit que les notes avaient été avantageusement complétées. Peut-être M. Suchier pourrait-il y faire la part plus large encore à des rapprochements suggérés par le wallon. C'est, de ce côté, en effet qu'il pourra pousser plus avant ses investigations, puisque la grammaire d'*Aucassin* le laisse dans un doute quant à son lieu d'origine et que l'anonymat de l'œuvre achève de le rendre hésitant. C'est ainsi qu'à côté des analogies qu'il invoque (s. v. *faelé*; *a pur l'estrain*; *houler*, *waumonnee*) il en est d'autres, qui mériteraient quelque attention; je citerai 28,10 *Torelore* et 37,3 *astages* (liégeois *ostédj* pour un plus ancien *ostaige*, *astaige*). *Torelore* a déjà été rapproché du fr. *turelure*. Il est à noter que le liégeois possède ce mot et l'emploie dans une locution: *türélüre è d' mēy* pour dire: à une heure indéterminée, ce qui implique une confusion avec *hora*. Au sens plus ancien de: femme légère, il l'a conservé dans le diminutif *tur(e)lurette* (Grandgagnage, s. v. qui invoque la forme lilloise correspondante et établit une corrélation avec le sens a. frç. de guitare). On a pu dire d'une femme qu'elle était »une guitare« aussi légitimement qu'on dit d'un homme qu'il est »un violon«, et on a, de l'idée de »gaité exubérante« passé aisément à celle de conduite légère. — Reste à savoir ce que signifie *Torelore* dans *Aucassin*. En raison de ces analogies je crois à une dénomination fantaisiste, et à rien de plus. — A propos de *houler*, il est bon de noter le liégeois *hôle* = traîner et que dans la *Geste de Liège*, 20265 on lit:

Le cuer li passat outre, à terre le *holle*
avec un sens qui convient bien à notre passage.

LIÈGE.

M. WILMOTTE.

Vodoz, D. *Le Théâtre Latin de Ravisius Textor 1470—1524.*
Winterthur. Imprimerie Geschwister Ziegler. 174 S. 8^o.

Der Hauptvortrag dieses Buches vor demjenigen Massebieaus, das demselben Gegenstand gewidmet ist, besteht darin, dass hier die

dramatischen Dichtungen Textors mit grösserer Vollständigkeit herangezogen sind. Auf der Züricher Bibliothek befindet sich nämlich eine Ausgabe der *Dialogi* von 1626, welche mehrere bisher unerwähnt gebliebene Stücke enthält, und welche die Grundlage der vorliegenden Untersuchung bildet, die auf Veranlassung Morfs unternommen wurde. Leider macht der Verfasser keine genauen Mitteilungen darüber, wie sich diese Ausgabe zu den anderen von ihm aufgezählten verhält und wieviel Stücke in jeder abgedruckt sind, bei Massebieau sind nicht bloss sechs, sondern nach meinen Notizen wenigstens zehn Dramen Textors erwähnt. Und die 1580 bei Marnef in Paris erschienene Ausgabe, auf der meine Kenntnis der Dramen Textors beruht (Exemplar auf der Stadtbibliothek in Frankfurt), enthält gleichfalls sämtliche von Vodoz besprochene Dramen. Aber wie dem auch sei, die ausführlichen Inhaltsangaben nebst beigefügten Proben, die über ein Drittel des Buches einnehmen, sind jedenfalls sehr willkommen. Das erste Kapitel orientiert über Textors Leben, seine Wirksamkeit als Lehrer am Kolleg von Navarra und seinen persönlichen Charakter; der Johannes Textoris, über den sich die *Epistolae obscurorum virorum* lustig machen, ist übrigens nicht unser Autor, sondern ohne Zweifel, wie V. aus den Anmerkungen zu Böckings Ausgabe II, 488 hätte entnehmen können, der Baseler Gelehrte Johannes Textoris de Moernach. Ebenda S. 820 hätte er auch genauere Angaben über Ravisius Textor als Herausgeber von Huttens Aula finden können. In den einleitenden Worten zu dieser Ausgabe spricht Textor, wie dies von ihm nicht anders zu erwarten ist, in Ausdrücken höchster Bewunderung von dem ‚doctissimus et meum numen Budeus‘. Was Vodoz S. 27 über die angebliche Abneigung des Revisius Textor gegen Budaeus sagt, ist schon aus inneren Gründen sehr unwahrscheinlich. In der dort citierten Briefstelle: *Budaeum . . . omni modo insecteris doctrina* — ist insectari jedenfalls in der Bedeutung ‚nacheifern‘ zu verstehen.

Das zweite Kapitel orientiert über die Pariser Schul- und Universitätsaufführungen im späteren Mittelalter und im Zeitalter des Humanismus, hauptsächlich auf Grund der Mitteilungen der Pariser Universitätsgeschichtsschreiber, doch sind auch andere Quellen herangezogen; mit Recht ist hier Textors Dialog Calliope ausgiebig benutzt, der die meisten Anhaltspunkte für das Verständnis des Bühnenwesens in den Kollegien gewährt. Im dritten Kapitel wird das Verhältnis dieser lateinischen Dramen zu den mittelalterlichen Gattungen der *Moralité*, *Sotie* und *Farce* genauer ins Auge gefasst, die enge Berührung mit dem mittelalterlichen Stil ist es ja auch, wodurch die Dramen unseres humanistischen Dichters für uns besonders merkwürdig werden. Uebrigens sind ja die Grenzen zwischen den erwähnten mittelalterlichen Gattungen sehr verschwommen, und es ist fraglich, ob wir berechtigt sind, die Dramen Textors nach diesen Rubriken einzuteilen. Bei den Analysen der einzelnen Bücher im

vierten Kapitel hat Vodoz, wie dies zum Teil schon vor ihm Massebieau gethan hat, auf einzelne Entlehnungen aus der mittelalterlichen Litteratur hingewiesen, doch wäre natürlich auf diesem weiten Gebiet noch einiges nachzutragen. So ist zum Beispiel im *Thersites* der mittelalterlich-lateinische Schwank *de Lumaca et Lombardo* benutzt. (Ueber diesen Schwank vgl. *Giornale storico della letteratura italiana* 22, 335 ff.) Bei diesem Stück hat übrigens Vodoz richtig erkannt, dass es die Quelle des gleichnamigen englischen Dramas von 1537 ist. Ausserdem ist aber noch ein anderes Drama Textors, nämlich das vom Jüngling, der sich zu früh verheiratet, in englischer Sprache von Thomas Ingelend (abgedruckt Hazlitt-Dodsley Bd. II) bearbeitet worden, allerdings gleichfalls ohne Nennung der Quelle. Das fünfte Kapitel endlich schildert uns in eingehender und klarer Darstellung, mit mancherlei Ausblicken auf die zeitgenössischen Kulturverhältnisse, was sich aus den Dramen über Textors persönlichen und litterarischen Charakter, sowie über seine Stellung zu den grossen Fragen der Zeit ergibt.

KRAKAU.

W. CREIZENACH.

Gisi, Martin. *Französische Schriftsteller in und von Solothurn.*

Eine historisch-litterarische Untersuchung. Jahresbericht der Kantonschule 1897/98. Solothurn. Zepfelsche Buchdruckerei. 1898. 123 und VII S. 8^o.

Verfasser bespricht hier 11 französische Autoren des 18. u. 19. Jahrhunderts, von denen freilich nur einer (Pierre-Victor de Besenval) aus Solothurn stammt, acht andere nur zeitweilig sich dort aufgehalten haben, eine neunte (Mme. de Staal-Delaunay) den Schweizerort nie betrat, obwohl sie Gattin eines Solothurners war, und der zehnte (Jean de la Chapelle) sich vielleicht auch nie der Bekanntschaft des Kantonstädtchens erfreute. Nun hätte Verfasser sich bei allen zehn Nicht-Solothurnern begnügen können, ihren Aufenthalt und ihre Erlebnisse in Solothurn zu konstatieren, wie er das auch beim Grafen von Tressan und bei Alexandre Dumas Vater mit wünschenswerter Kürze gethan hat. Aber er zieht bei anderen bedeutenden Männern (z. B. Voltaire, den beiden Rousseau, Jean-Baptiste und Jean-Jacques, Destouches, Delille) manches längst Bekannte unnötigerweise hinein. So hat seine Schrift nur von Seite 48—108, auf denen die (allerdings nicht zum Thema gehörende) Staal-Delaunay und Besenval geschildert werden, allgemeineres Interesse. Besonders bringt der Abschnitt über den letzteren manches auf Archivalien Ruhende und bisher Unbekannte. Schade aber, dass auf diese Weise der weniger interessante Militär- und Memoirenschreiber mit 46 Seiten bedacht wird, während Voltaire sich mit 5 1/2, J.-J. Rousseau sich mit 7 begnügen muss. Das kommt von den Kantönl-Gesichtspunkten. Die zahlreichen Anmerkungen (Seite

109—124) hätten sehr gekürzt werden können, da sie nicht immer auf Quellenstudien ruhen, in der Auswahl der neueren Litteratur allzusehr den Schweizer Partikularismus verraten und, wie der Text, manches Ueberflüssige hineinziehen. Dass „die Hilfsmittel der Kanton-Bibliothek nur bescheidene waren“ (p. VI) und auch die zu Hilfe gezogenen Berater diesen Mangel nicht genügend ausgeglichen haben, merkt man ihnen an.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Cordier, H. *Molière jugé par Stendhal.* Paris chez tous les libraires. 1898. 134 und XXXV S. 8^o.

Die „*fureur de l'inédit*“, über welche Brunetière seinen Spott ausgegossen hat, treibt auch in diesem hübsch ausgestatteten Schriftchen ihr Wesen. Der bekannte Vorkämpfer der Romantik Henri Beyle (Stendhal), besass nämlich eine Molière-Ausgabe in 6 Bänden von Petitot aus dem Jahre 1814, in der er vier Hauptwerke des Dichters (*Misanthrope, Tartuffe, Avare, Femmes savantes*) und zwei minderwertige (*Fourberies de Scapin, George Dandin*) mit Randnoten versehen hat. Der bekannte Balzac-Forscher Spoelberch de Lovenjoul hat dieses verschmierte Exemplar dem Herrn Cordier unvorsichtiger Weise geschenkt und letzterer natürlich nichts Eiligeres zu thun, als diese Einfälle der Augenblicksstimmung des geistvollen Skeptikers der Oeffentlichkeit zu übergeben. Damit nicht genug, werden wir auch in der langen Einleitung mit einzelnen Gedanken Beyles über Molière und Shakespeare, ungedruckten Briefen, Noten über zwei in Beyles Besitze befindliche Bände von Vauvenargues' (des frühverstorbenen Korrespondenten Voltaires) Schriften und sonstigen zerstreuten und meist bedeutungslosen Kleinigkeiten beglückt, denn — wie Verfasser sagt — *l'appétit vient en mangeant* (*Préface* p. III.). Herr Cordier sagt auch mit Recht, er habe der französischen Litteratur kein Meisterwerk hinzugefügt (*Préface* p. II.). Aber, wenn wir Moliéristen auch gewohnt sind, mancherlei über den grossen Dichter lesen zu müssen, was besser ungedruckt geblieben wäre, und wenn Molières Ruhm auch durch die Bekrittelungen anderer nicht leidet, so thut uns diese neue Publikation um Beyles willen leid. Mancher, der diesen ziemlich vergessenen Mann nur von Hörensagen kennt, möchte bei der Lektüre seiner Molière-Urteile die Lust verlieren, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Sie zeigen nämlich, dass Geist und Witz sich nicht zur Parade kommandieren lassen, auch wenn man sonst zu beiden in innigerem Verhältnis steht. Beyle macht dem grossen Komiker Frankreichs einen Vorwurf daraus, dass er nicht genug die Lachmuskeln reize und meint, um diesem Mangel abzuhelpen, hätte Molière neben den Tartuffe noch einen alten frommen Bischof von 70 Jahren, der als Onkel Elmirens zurückgezogen in Paris lebe, stellen sollen (p. 50). „Sehr gefährlich

ist der Rat, man solle über Molière die Urteile der Zeitgenossen befragen, auch wenn sie nichts gelten (p. 132). Gewiss wird das jeder Molière-Forscher auch ohnedies thun, aber für andere Leser möchten die Urteile eines de Visé und anderer Verkleinerer doch den Eindruck, welchen sie von des Dichters Werken empfangen haben, sehr verwirren und abschwächen. Zur Folie des Ruhmes eines Achilles hat ja Homer seinen Thersites erfunden, aber Beyle ist für die zweifelhafte Ehre, der Thersites Molières zu sein, viel zu gut.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Rossmann, Gustav. *Der Aberglaube bei Molière.* Programmabhandlung des Kgl. Viktoria-Gymnasiums zu Burg. 1898. 20 S.

Da die Erforschung der Realien in Molières Stücken, genau so wie die Sprache derselben, in vieler Hinsicht noch der Ergänzung bedarf, so möge die fleissige Zusammenstellung, welche Verfasser von den verschiedenen Arten der in diesen Komödien vorgetragenen abergläubischen Anschauungen giebt — Gespensterglaube, Sympathie, Vorzeichen guter und böser Art, Träume, Zeichendeutung, Astrologie, Physiognomik, Zauberei etc. — ihre gebührende Beachtung finden. Sie zeichnet sich durch Vollständigkeit und durch sachlich-nüchterne Erklärung aus, berücksichtigt auch stets die Zusammenhänge mit dem heidnischen, speciell dem altgermanischen Volksglauben. In wenigen Punkten möchte Referent nicht ganz beistimmen. So heisst es z. B. Seite 5: „Es ist nicht ausgeschlossen, dass Sganarelle im *Don Juan* an eine mildere, komische Gestalt (des *moine bourru*) denkt, denn wie käme er sonst darauf, mit Wärme (?) auszurufen: *Il n'y a rien de plus vrai que le moine bourru, et je me ferais pendre pour celui-là?*“ Wir meinen, Sganarelle betont hier mit dem zähen Eigensinn beschränkter Geister nur die Unverrückbarkeit seines Gespensterglaubens, ohne über Wesen des *M. b.* etwas Genaueres auszusagen. Auch trifft die an sich richtige Bemerkung: „In Molières Komödien sitzt der Aberglaube recht lose und locker im dramatischen Gefüge, so dass er wohl für einzelne Handlungen, aber nicht für die Fortführung und den Ausgang des Stückes von Bedeutung ist“ bei dem zuletzt besprochenen *Don Juan* wohl nicht ganz zu.

Mit Recht weist Verfasser darauf hin, dass Vertreter des Aberglaubens sich bei Molière in allen Ständen und Bildungsschichten finden, dass aber seine Hauptträger die Personen aus dem niederen Volke oder beschränkte Bourgeois sind, die von schlaun Schwindlern und Betrügnern düpirt werden. Die an stofflichen Dingen reiche und geschickt gruppierte Abhandlung sei denen, welche Molière kommentieren wollen oder in der Schule zu erklären haben, übrigens warm empfohlen.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Tendering, F. *Molières Femmes Savantes im Unterricht der Prima*. Programm-Abhandlung des Real-Gymnasiums (Johanneum) in Hamburg. 1898. 18 S. 4⁰.

Der Verfasser spricht sich mit sehr verständigen Gründen dagegen aus, dass der französische Lektüre-Unterricht der höheren Schulen lediglich das im modernen Französisch Geschriebene im Auge haben und der Sprach- oder Sprech-Dressur dienen solle. Vielmehr sei an der Hand der Lektüre, neben der Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung, auch die Kultur- und Litteraturgeschichte vom 17. Jahrhundert bis in die neueste Zeit mit gelegentlichen Rückblicken auf das 16. Jahrhundert und einzelne Perioden des Mittelalters dem Schüler vorzuführen. Ja, am Schlusse der Schulzeit solle ein zusammenfassender Ueberblick der Litteraturgeschichte dem Schüler vermittelt werden, natürlich mit Weglassung gehäufte Namen, Zahlen und Einzelheiten und fertiger Urteile.

Geben schon diese allgemein orientierenden Gesichtspunkte eine gewinnende Vorstellung von des Verfassers pädagogischem Geschicke und wissenschaftlichem Ernste, so zeigt der nähere Nachweis, wie solche Forderungen an der Hand der *Femmes Savantes* zu erfüllen sind, von genauer Kenntnis der französischen Litteratur und Kultur und insbesondere von grösster Vertiefung in die Dichtungen Molières. Alle Seiten der *Femmes Savantes* — Sprache, Metrik, Kulturgeschichtliches, litterarische Beziehungen, Charakterzeichnung — werden in seinem Programme der Erklärung und Erläuterung gleichmässig berücksichtigt. Mit grösstem Scharfblick und Spürsinn zeigt Verfasser, wie verschiedene Stellen des Stückes den Lehrer geradezu nötigen, Hauptpunkte der französischen Litteraturentwicklung vom Rolandsliede bis zu den Romanen E. Zolas, dem Verfasser mit anerkennenswerter Vorurteilslosigkeit gerecht wird, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen und ein abgerundetes Bild der socialen Verhältnisse des *Siècle de Louis XIV*, sowie früherer und späterer Perioden der französischen Geschichte zu geben. Möge die inhaltsreiche, anziehende Abhandlung den Schul-Kommentatoren Molières eine sachkundige Führerin sein und von den Lehrern des Französischen zu ihrem eigenen und ihrer Schüler Nutzen sorgsam gelesen und befolgt werden.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Schirmacher, Käthe. *Voltaire, eine Biographie*. Leipzig, 1898, O. R. Reisland. 556 und XX S. 8⁰. M. 8.

Wer den Vorkämpfer der französischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts nicht aus zeitraubenden Quellenstudien oder aus grösseren Werken, wie Desnoiresterres' *V. et la société française au XVIII^e s.* und des Referenten *Voltaire-Biographie*, kennen lernen wollte,

war bei uns meist auf D. Strauss' Vorträge über Voltaire angewiesen. Aber diese von einseitig Hegelschem Standpunkte über Voltaire urteilenden, nach des Verfassers eigenem Zugeständnisse (Vorwort zur 1. Auflage) nicht auf abgeschlossenen Quellenstudien ruhenden Vorlesungen haben trotz ihrer Vorzüge in Form und Inhalt, allzuoft Anlass zu absprechenden, ungerechten Urteilen über Voltaire gegeben und durch die unfehlbare Bestimmtheit ihrer „absoluten Kritik“ dem Leser eine selbständige Vertiefung in das jahrzehntelange Schaffen des Vielseitigen und Vielgewandten überflüssig erscheinen lassen. Darum begrüsst Referent das Erscheinen dieser für weitere Kreise bestimmten „Biographie“ mit Freuden, weil sie viel unbefangener und vorurteilsfreier als die Schrift von Strauss ist und durch ihre anziehende Form geeignet erscheint, der Autorität des vielgefeierten, seit der Veröffentlichung seines „alten und neuen Glaubens“ aber als Philosoph in Konkurs geratenen Schriftstellers etwas entgegenzuwirken. Nicht, als ob diese Arbeit vollkommen oder gar ein „opus aëre perennius“ wäre. Das Quellenstudium der gelehrten Verfasserin ist ein zu lockeres und lückenhaftes. Ob sie Voltaires bändereiche Korrespondenz wirklich durchgearbeitet und auch nur alle Schriften des unermüdlich Thätigen gelesen hat, bleibt für Referent fraglich. Jedenfalls hätte die „agrégée de l'Université“ auf der Pariser National-Bibliothek unendlich viel wertvolles, von ihr unbenutzt gelassenes Material gefunden. Die Zeitschriftenlitteratur und die anderen zeitgenössischen Aufzeichnungen über Voltaire hat sie nur sehr oberflächlich, bisweilen dem Titel nach studiert, in die Werke der zu dem Philosophen in engerer Beziehung stehenden Mitstreiter und Anhänger ist sie auch nicht tiefer eingedrungen. Verfasserin sagt zwar, sie hätte vieles dem Raume zuliebe opfern müssen, dann hätten aber diese Opferspenden sich auf unnötige Inhaltsangaben bekannter Werke des Philosophen und auf die Weglassung manches kleinen, mit überflüssiger Breite erzählten Details beschränken sollen. Der Hauptfehler des Werkes ist der, dass Voltaire auf einen Isolierschemel gestellt, nicht in lebendigem Zusammenhange mit Zeit und Zeitgenossen betrachtet wird. Die vorausgeschickte allgemein geschichtliche Einleitung giebt für diesen Mangel keinen Ersatz. Indessen bleibt dem Werke der Vorzug, das Bekannte noch einmal geschickt zusammengefasst, sich von panegyrischer Verhimmelung des Helden ebenso fern gehalten zu haben, wie von souverän absprechender Kritik — über den Dichter Voltaire urteilt Verfasserin, durch Lessings Einseitigkeit verleitet, nicht einmal immer gerecht — und uns wenigstens den Menschen in Voltaire nahe geführt zu haben. Der Schriftsteller kommt freilich viel zu wenig zur Geltung; dem Rückblicke auf sein Wirken und Schaffen (S. 533—546) fehlt Vollständigkeit und Tiefe. Dass von den „kritischen Würdigungen Voltaires oft recht widersprechender Art“ fasst nur Melchior Grimms und, von neueren, Dubois-Reymonds Auffassungen berücksichtigt werden, erklärt sich, wie manche andere Mängel, daraus, dass Verfasserin höchstens

2 Jahre an den 30—40 Druckbogen ihrer Schrift arbeiten konnte (Seite X).

Im einzelnen sind folgende Behauptungen angreifbar. S. 67, „dass Voltaire wohl die Kirche, nie aber die Religion bekämpft hat.“ Aber er bekämpfte das gesamte geschichtliche Christentum, welches sich doch von der (christlichen) Religion nicht trennen lässt. S. 81. Die angebliche „Freundschaft“ der Maintenon mit Ninon de l'Enclos lässt sich zumeist nur aus Briefen der *Correspondence générale de Mme. de M.* folgern, die Lavallete mit mehr oder weniger Recht als unecht angezweifelt hat. Wenn Voltaire seinen Vaternamen Arouet in Voltaire umänderte, so ist doch dies für Beurteilung des Klatsches, er sei ein Sohn des abbé Chateaufort gewesen, ganz unerheblich. (S. 87.) Dass Voltaire schon als Jesuitenschüler freigeistige Äußerungen bedenklicher Art gethan habe, beruht ebenso, wie die angebliche Prophezeiung des père Lejay (S. 102), auf späteren tendenziösen und zweifelhaften Berichten (Du Vernets und anderer) und ist post eventum erfunden. Zum Teil ahnt übrigens Verfasserin den Sachverhalt (S. 102). Das Verhältnis Voltaires zu Thieriot, der nur sein litterarischer Handlanger war und oft für zweifelhafte Dienste in Anspruch genommen wurde, ist (S. 120) zu ideal koloriert. Der Name „Voltaire“ ist schwerlich ein Anagramm aus Arouet le jeune, sondern nach Pfarrer Roustans und Wagnières, also zweier mit Voltaire enger befreundeter Männer, Zeugnis, von einem Landgute der Familie (Vautaire) entlehnt (S. 148). Der Handel Voltaires mit seinem Verleger Jore in Rouen wird ebenso wie der Anfang der litterarischen Fehde mit Desfontaines ganz einseitig zu Voltaires Gunsten dargestellt (S. 216 und 230). S. 225. „Unsere Zeit nennt die ‚Pucelle‘ frech und unanständig.“ Hätte Verfasserin doch lieber hervorgehoben, dass sich dieses satirische Epos weniger gegen die von Voltaire als Historiker in mancher Hinsicht hochgeschätzte Jeanne Darc, als gegen die katholische Legende der „Jungfrau von Orleans“ richtete.

S. 251. Geradezu oberflächlich und teilweise unlogisch ist folgende Definition von Voltaires „Deismus.“ „Er stellte sich Gott nicht persönlich vor, sah jedoch in ihm eine intelligente und gütige Macht, welche die Gesetze geschaffen, die Newton entdeckt.“ Für Verfasserin ist Voltaires Deismus überhaupt viel zu sehr „Gefühlsreligion.“ S. 343. Dass J. J. Rousseau „an die Existenz des glückseligen Urzustandes der Menschen nicht geglaubt, sondern ihn zum Zwecke der Deklamation konstruiert“ habe (S. 343), ist, wenn schon nur hypothetisch ausgesprochen, eine kühne Behauptung.

Von den Verwandten Voltaires wird die Denis viel zu günstig geschildert. Namentlich fiel es Friedrich dem Grossen gar nicht ein, sie mit nach Preussen ziehen zu wollen, und gerade die Aufhetzereien der „Nichte“ haben den Zwist zwischen Voltaire und dem preussischen Herrscher, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch beschleunigt.

Wo Verfasserin das Ende Voltaires schildert, hätte der Aus-

schmückungen seiner letzten Tage, wie sie zumeist von kirchlicher Seite ausgingen, gedacht werden sollen. Bei allen Schwächen und Unvollkommenheiten, wünschen wir der lesbaren Schrift, um Voltaires willen, viele Leser, auch in den Kreisen der Lehrer des Französischen.

DRESDEN.

R. MAHRENHOLTZ.

Allier, R. *Voltaire et l'affaire Calas.* Revue de Paris 2, vom 15. Januar 1898, S. 409—434.

Als der vorliegende Aufsatz erschien, konnte dem unbefangenen Leser der Gedanke kommen, der Verfasser verfolge den Zweck, für die Revision des Dreyfusprozesses Stimmung zu machen. Möglich, dass eine Erwägung solcher Art die Aufnahme des Aufsatzes in eine Zeitschrift der Gegenwart unterstützte, weil er zur methodischen Prüfung sehr aktueller Zustände anleitete und die Forderung eines Verdiktes für die Revision des Verfahrens gegen Dreyfus begründen half; sicherlich aber ist schon die rein geschichtliche Erforschung der Umstände, Gesinnungen und Schriften, die den Calasprozess bilden, an und für sich angethan, den aufmerksamen Leser eine Stunde lang zu fesseln; und zwar umsomehr, je sorgfältiger, wie es bei Allier der Fall ist, die gewonnenen Resultate in ansprechender Darstellung verarbeitet sind. Gewissenhafte Quellenstudien und selbständige Beobachtung von Voltaires Verhalten, das sich von ungläubigem Staunen bis zum opferfreudigsten Interesse steigert, machen Alliers Aufsatz m. E. zu einem wertvolleren Elaborat, als ein blosser Zeitartikel im Dienst einer bestimmten Tendenz sein würde. Eine solche mag latent mitgewirkt haben, aber sie hat die objektive Forschung des Verfassers nicht alteriert. Die Besprechung des Aufsatzes auch in dieser Zeitschrift erscheint daher gerechtfertigt.

Für den Geschichtsforscher und den Voltairekritiker wird der Calasprozess noch manche Aufklärung erheischen. Sind wir doch noch weit entfernt davon, selbst in Garniers grosser Voltaire-Ausgabe, mehr zu besitzen als die ungefähr richtige chronologische Anordnung der Briefe und Dokumente, so dass wir mit ziemlicher Sicherheit den Verlauf der Fabel des Prozesses im grossen und ganzen bestimmen können. Weiter aber auch nichts. Die Erforschung des allerdings fast riesenhaften Milieus, in dem der Prozess spielt, die Rekonstruktion der Zeitmeinungen und der entscheidenden Stimmen des Volkes sowie die Bedeutung ihres Einflusses auf Entscheidungen im Laufe des Prozesses und seinen dadurch bestimmten Gang — erst diese werden uns in den Stand setzen, Voltaires Einfluss auf die Zeitgenossen in dieser Sache zu erkennen, den Wert seiner Thätigkeit bei der Revision des Calasprozesses richtig zu ermessen. Sie werden als Beiträge zu einer objektiven Voltaire-Kritik überhaupt unentbehrlich sein. Der gegenwärtige Stand der Voltaireforschung berechtigt uns noch nicht dazu, definitiv abschliessende Urteile zu formulieren.

Offenbar hat Raoul Allier, in Anerkennung dieses Zustandes, sich begnügt, sein Thema zu formulieren *'Voltaire et l'affaire Calas.'* Was der Herr Verfasser in den 4 Abschnitten seiner Abhandlung giebt, ist im wesentlichen dasselbe, was ich in der sorgfältigen und fleissigen Arbeit von Bernhard Wege finde: *Der Prozess Calas im Briefwechsel Voltaires*, 2 Teile, Programme des Leibniz-Gymnasiums zu Berlin, Ostern 1896 und 1897. Beide Autoren beschränken sich zunächst auf eine Vernehmung Voltaires, wie Weges präzisere Fassung des Themas schon andeutet. Nach ihren besonderen Zielen streben dann die Verfasser mit eignen Mitteln. Gemeinsam benutzen sie Coquerel, Desnoiresterres, Bengesco und Garniers Briefe, Dokumente und Schriften Voltaires. Zur kritischen Wertschätzung der Aussagen und Ansichten Voltaires hat Wege mit Recht, ausser deutschen literarischen und philologischen Beurteilern, zur Durchdringung der Materie des Prozesses theologische und juristische Kritiker hinzugezogen, auch nicht bloss Freunde Voltaires, sondern klerikale Gegner zum Worte kommen lassen. Aber Weges gewissenhafte Untersuchung ist für das oben gewünschte definitive Voltaireurteil noch ebenso unzureichend wie die kommentatorische Arbeit der Ausleger fragmentarisch. Immerhin bleibt Weges Arbeit ein sehr dankenswerter Beitrag zur Voltairekritik. In Raoul Alliers Aufsatz fallen zunächst die deutschen und die fachlichen Beurteilungen fort: der Verfasser versucht einem weiteren, nicht bloss nach wissenschaftlicher Belehrung verlangenden Leserkreise ein menschlich interessierendes Bild Voltaires inmitten seiner Zeitgenossen, soweit es sie angeht, aus den Quellen, namentlich Briefen und Dokumenten, zu zeichnen, ihnen gleichsam einen Voltairius redivivus vorzuführen, lebendig seinen Uebergang von der Gleichgültigkeit zur Aufmerksamkeit, zum erwägenden Zweifel, zur Forschung nach Beweisen, erst Argumenten, dann Dokumenten, endlich zur unumstösslichen moralischen Ueberzeugung von der Unschuld des Vaters Calas vorzuführen, auf welcher fussend er Himmel und Erde in Bewegung setzt, um seine als richtig erkannte Meinung vor aller Welt zur Anerkennung zu bringen. Hier hütet der Verfasser sich wohl davor, mit ausschweifender Phantasie Lücken der Ueberlieferung kühner auszufüllen, als es der dermalige Stand der wissenschaftlichen Voltaireforschung in Frankreich zulässt: wie er in der Wahl des Themas vorsichtig war, ist er in der Rekonstruktion seines Baues — mit gegebenen Bausteinen — besonnen, meidet eine zu gründliche Vertiefung in kritische Untersuchungen, die vielleicht manchen seiner Leser abstossen würde, und schildert wie aus naiver Divination, was er in vielleicht mühsamer Quellenforschung gefunden. So sagt er sehr geschickt zu Anfang des 3. Abschnittes: *'Wie Voltaire die Revision des Prozesses Calas und die Rehabilitierung der Familie durchsetzte, ist hier nicht zu besprechen.'* In der That wird das überhaupt jetzt noch nicht möglich sein, weil die Quellenforschung fast nur Voltaires Aussagen und Meinungen besitzt, diejenigen

der Personen dagegen, an die er schreibt, oder an deren Urteil er appelliert, oft nur fragmentarisch in einzelnen Zügen oder unzureichend vorliegen. Mit richtigem Takt und im Rahmen seiner Arbeit verzichtet er auf die genaue Erforschung mancher Einzelheiten, giebt die genaue Schilderung von Personen, die mit Voltaire zu thun haben, die er aber nicht kennt, auf und beschränkt sich darauf zu fragen: *Wie verhalten sich die Zeitgenossen gegenüber der Herstellung des verkannten Rechts?* Hier gewinne ich den Eindruck, als ob der Verfasser unter den trägen, gleichgültigen, bequemen, fanatischen, rachsüchtigen Zeitgenossen Voltaires recht aktuelle Zustände schildert, wie wir sie in jüngster Zeit in Frankreich beobachteten, so das allen Vorstellungen von Recht Hohn sprechende Verhalten der Beaurigue, Choiseul, Saint-Florentin, das hartnäckige, hochmütige Schweigen des Parlaments von Toulouse, die Fälschungen Frérons u. s. w.

In der geschickten sachlichen Verarbeitung von Garniers Dokumenten finde ich bei Wege wie bei Allier eine fast gleichwertig zu schätzende Sorgfalt; aber Wege hat das Material mit wissenschaftlicher Vertiefung erläutert, während Allier sich begnügt, ein lebendiges Stück Voltaire zu zeichnen, die Ergebnisse seiner Forschung nur kurz, aber bei aller Knappheit der Darstellung alles Wesentliche aufzuführen, wobei er eine wissenschaftliche Kritik von Voltaires Aussagen übergeht.

Wer sich kurz über den Calasprozess nach Voltaires Quellen unterrichten will, wird mit Vergnügen den Aufsatz von Allier lesen.

CHARLOTTENBURG.

GEORGE CAREL.

Liepmann, M. *Die Rechtsphilosophie des Jean Jacques Rousseau.* Berlin, Guttentag. 1898. 144 S. 8^o.

Haymann, F. *Jean Jacques Rousseaus Socialphilosophie.* Leipzig, Veit & Co. 1898. 403 S. 8^o.

Die beiden Arbeiten gehören nicht nur ihrem Gegenstande nach zusammen; sie haben auch innerlich viel Gemeinsames. Sie gehören beide dem Stammlerschen Kreise an und zeigen vielfach den Einfluss Stammlerscher Gedankengänge; die eine Arbeit, die Haymannsche, ist Stammler gewidmet. Und sie nehmen beide Rousseauschen Theorien gegenüber eine gewisse apologetische Richtung. In eine solche wird allerdings derjenige sehr leicht sich gedrängt fühlen, der der heutigen Rechtswissenschaft die rechtsphilosophischen Meinungen Rousseaus näher bringen will; Rousseaus, den wir so ziemlich als das schlimmste Beispiel unhistorischen Raisonierens über Rechtsdinge zu betrachten gewohnt sind.

Beide Schriftsteller betonen im Eingang ihrer Arbeiten, dass der prinzipielle Gehalt der Rousseauschen Lehre von der Tradition durchaus entstellt überliefert werde; das treffe zunächst eine ganze

Reihe einzelner materieller Folgerungen aus seinen Lehren — Kommunisten und Socialisten hätten ihn für sich in Anspruch genommen, andere ihn als Gewährsmann für extrem individualistische Staatsauffassung, andere wieder als ausgesprochenen Staatsabsolutisten hingestellt — des weiteren aber eine ganz grundsätzliche Geartetheit der Rousseauschen Auffassung, die man allgemein bei seiner Beurteilung verkannt habe.

„Der *Contrat social*“, sagt Liepmann in der Einleitung, „will nicht die Entstehung des Staats, sondern seinen Wert darlegen. Ihn interessieren nicht die kausalen Faktoren der Rechtsgründung, sondern die idealen Massstäbe zur Beurteilung des Rechts.“

Damit wird vielleicht in den Augen eines Philologen, eines Historikers, der sich etwa mit religionsgeschichtlichen, mit kulturgeschichtlichen Dingen beschäftigt, das Urteil über den wissenschaftlichen Wert Rousseauscher Arbeit schon gesprochen sein; nicht so für den Juristen. Ich werde weiter unten Gelegenheit haben, diese systematische Besonderheit unserer Wissenschaft, allgemeiner der normativen Wissenschaften, kurz zu formulieren.

Das Buch von Liepmann spricht in einem ersten Teil von den Vorgängern Rousseaus; Liepmann betont unter anderem, dass diejenigen Lehren, die wir heute in historischer Betrachtung mit dem Namen des Naturrechts zusammenzufassen gewohnt sind, auf aristotelische Grundlagen zurückgehen. Das Naturrecht ist eine Erscheinung der Renaissance; es repräsentiert auf einem Gebiet menschlicher Lebensäußerung jenes Erwachen des Denkens, welches Renaissance und Reformation für die moderne Welt bedeuten. Wohl lag schon in diesem Sichbesinnen, in diesem Anrufen der *recta ratio* als Massstab des Positiven und Gewordenen die Gefahr des Rationalismus, der Ueberschätzung des subjektiven Meinens, der isolierten Einzelvernunft, und der Unterschätzung der Vernunft der Gattung, die Vernachlässigung dessen, was, wie Schopenhauer sagt, allmählich aus der Macht der Umstände und der Weisheit des Lebens selbst erwächst. Aber allemal vollzieht sich ja der Fortschritt des Erkennens nicht in gerader, sondern in einer Wellenlinie; eine jede neue Bewegung wird im natürlichen Eifer der Offensive gegenüber dem Widerstand des Alten zu weit getrieben und bedarf dann wieder der Korrektur, einer Reaktion nach der entgegengesetzten Seite.

Den Bemerkungen Liepmanns über den *Esprit des Lois* — er nennt ihn eines der meist überschätzten Bücher der Weltgeschichte — stimme ich durchaus bei; aber man thut dem Buch vielleicht damit unrecht; man hat beim Lesen desselben durchgehends das Gefühl, dass es Herrn von Montesquieu gar nicht darauf ankommt, etwas zu erkennen, sondern darauf, dass das, was gesagt ist, sich elegant und geistreich ausnimmt; und das ist ja meistens erreicht. Der *Esprit des Lois* ist übrigens ein gutes Beispiel dafür, was ein geschickt gewählter Titel ausmacht.

Dass Thomas Hobbes zu den ursprünglichsten und selbstständigsten Denkern gehört, wird immer mehr erkannt; er zieht auch den Widerstrebenden in seine Kreise, trotz aller Abstraktheit und *rage des systèmes* auch bei ihm. „Den herkömmlichen Fehler ungenügender Scheidung zwischen der Beschreibung geschichtlicher Vorgänge und der Konstruktion philosophischer Postulate,“ den Liepmann bei ihm hervorhebt, empfinde ich, wenn er ja auch zweifellos das Naturrecht überhaupt charakterisiert, am störendsten bei Spinoza. Es ist äusserst unerquicklich zu lesen, wenn im politischen Traktat Einrichtungen und Massregeln, die von den ganz konkreten Verhältnissen der holländischen Stadtstaaten abstrahiert, dort geschichtlich entstanden und vielleicht angemessen sind, nun als allgemein gültig und notwendig hingestellt werden.

Neu ist, soviel ich weiss, die besondere Hervorhebung der Wichtigkeit Algernon-Sidneys für das Popularnaturrecht und Rousseau.

Man hat Rousseau Mangel an litterarischer Loyalität gegenüber seinen Vorgängern vorgeworfen.¹⁾ Dass der eitle und schwache Neurastheniker charakterlich nicht gerade hervorragend begabt war, wird für jeden feststehen, der einmal die *Confessions* gelesen hat; indessen sollte man wohl gerade aus jenem Umstand, dass er angeblich gern bei entlehnten Gedanken die Herkunftsbezeichnung unterlassen, nichts Nachteiliges folgern; ein auf allgemeinere Wirkung ausgehender Schriftsteller wie Rousseau ist weder in der Lage noch verpflichtet, die Herkunft und Entstehungsweise seiner Gedankengänge in der Weise klarzulegen, wie man es bei streng wissenschaftlichen Arbeiten verlangt.

In einem zweiten und umfangreicheren Hauptabschnitt will Liepmann dann eine systematische Darstellung der Rousseauschen Rechtsphilosophie geben; es kommen für seine politischen, beziehentlich rechtsphilosophischen Ansichten wesentlich noch in Betracht neben dem *Contrat social* der *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*, die *Lettres écrites de la montagne*, der *Discours sur l'économie politique* und die *Considérations sur le gouvernement de Pologne et sur sa réformation projetée*. Liepmann betont zum voraus, dass der Wert der Rousseauschen Rechtsphilosophie nicht in der Einheit des Systems liege, und wir wollen uns hüten, Rousseau gerade daraus einen besonderen Vorwurf zu machen. Ist doch das unentwegte Systembild, wo die Beobachtungsgrundlagen und notwendigen Induktionen zur möglichen Einheit und Gesetzmässigkeit noch lange fehlen, im allgemeinen gerade ein Grundfehler der Naturrechtler und im einzelnen nicht am letzten auch Rousseaus, trotz seines Mangels an Systematik in der Anordnung des Ganzen. Das „System ist Lüge“ Friedrich Nitzsches ist zwar nur halb wahr wie so vieles von ihm; aber eben doch halb wahr, das heisst unter Umständen auch sehr wahr.

¹⁾ Vgl. auch Giercke, Althusius.

Liepmann bezeichnet die Rechtsphilosophie Rousseaus als eine Untersuchung über die Quellen, die Gültigkeit und die Grenzen des Rechts und gruppiert darnach seine Darstellung in drei Unterabschnitte.

Die Abstraktion des Naturmenschen, der im Naturzustande ohne moralische und rechtliche Bande lebt und dann aus den ihm innewohnenden Attributen „*antérieurs à la raison*“ alle Regeln des Rechts und alle socialen Tugenden herauspinnt, dieser „Biedermann der Urzeit“ ist oft verspottet worden. Liepmann hebt verteidigend hervor, dass Rousseau gar nicht den Anspruch erhebt, damit eine Darstellung der geschichtlichen Entstehung der Rechtsordnung zu geben; Liepmanns Auffassung davon ist oben angeführt. Inwiefern die dann entwickelte, nach Liepmann wie gesagt lediglich hypothetisch zu verstehende Genealogie der Gesellschaft, dass jene Naturmenschen das isolierte Leben aufgeben, Sippen gründen, Eigentum okkupieren und schliesslich den Gesellschaftsvertrag schliessen, inwiefern diese Darstellung der Gesellschaftsentstehung „in wunderbarer Weise mit einer ganzen Reihe neuerer Forschungsergebnisse der Völkerkunde übereinstimmt“, wie Liepmann behauptet, „und somit eine geniale Anticipation darstellt“, ist nicht des näheren dargelegt, wie dazu ja auch hier keine besondere Veranlassung vorlag; ein leiser Zweifel an jener Uebereinstimmung sei uns gestattet.

Den Grundirrtum jener Vorstellung vom Urmenschen und seinem gesellschaftschöpfenden Vertrag, das specifisch Ungeschichtliche daran und damit die eigentliche Erbsünde des rationalistischen Naturrechts möchte ich etwa so formulieren: sie nehmen innate ideas, von Anfang an in der Menschheit vorhandene Begriffe rechtlichen, beziehentlich moralischen Inhalts an; mit anderen Worten, das, was sich erst in generationenlanger Übung und Entwicklung herausgebildet hat aus regelmässigem und wiederholtem Handeln in einem bestimmten Sinn, und was wir dann mit unseren spätgeborenen Abstraktionen als die Idee des Eigentums, als die verpflichtende Kraft des Vertrags bezeichnen, dieses Resultat setzen sie an den Anfang als die Ursache. Die Menschen sollen eines schönen Tags den Vertrag des socialen Zusammenlebens schliessen, da sie doch die Fähigkeit, den Begriff dazu erst in einem langen socialen Zusammenleben sich müssen erarbeitet haben. Es scheint übrigens diese uns heute so durchsichtig scheinende Hypostase eine allgemeine Erscheinung zu sein und überall in einem gewissen früheren Zustand des wissenschaftlichen Denkens aufzutreten. Jene Umkehrung der Naturrechtler, die übrigens vielleicht bei anderen, Grotius, Hobbes, noch typischer hervortritt, ist durchaus analog einem Verfahren, wie Liebig einmal dasjenige der scholastischen vorbakonischen Naturphilosophen mit ihren *qualitates occultae* charakterisiert hat; als die Ursachen des Fallens des Körpers, der einschläfernden Wirkung des Opiums, der Feuererscheinung bezeichnen sie die Eigenschaft der Schwere, die Eigenschaft, Schläf

hervorzubringen, die Eigenschaft der Brennbarkeit; „dem, was man sah in der Wirkung, unterlegte man ein Wort, und dieses Wort nannte man die Ursache und erklärte die Wirkung damit.“

Den zweiten und umfangreicheren Unterabschnitt der systematischen Darstellung überschreibt Liepmann „Die Gültigkeit des Rechts.“ „Um den Rechtsgrund des Staates richtig zu erkennen, muss die Frage: was zu dem Entstehen des Staates Veranlassung gegeben, von jener: wodurch das Bestehen des Staates vor unserer Vernunft gerechtfertigt erscheine, streng getrennt werden.“ Man wird hier Stammlersche Einflüsse nicht verkennen; er ist es bekanntlich gewesen, der, angeregt durch die anarchistische Skepsis, die Frage nach dem „Recht des Rechtes,“ wie er das fünfte Buch seines rechtsphilosophischen Hauptwerks überschreibt, neuerdings in den Vordergrund der rechtsphilosophischen Erörterung gerückt hat.

„*Il faut savoir ce qui doit être, pour bien juger de ce qui est,*“ sagt Rousseau einmal; die Anwendung dessen ist nach Liepmann das Buch vom *Contrat social*; er wolle nicht wie der *Discours* eine Entstehungsgeschichte des Rechts sein, sondern eine Besinnung auf den allgemein gültigen Massstab und obersten Zielpunkt für jedes mögliche Rechtssystem. Liepmann giebt zu, dass Rousseau ein Missverstehen der eigentlichen Absicht seines *Contrat social* dadurch befördert hat, dass er die „Antwort auf die neue Frage nach der Gültigkeit des Rechts durchaus in den alten traditionellen Formen der Lehre vom Gesellschafts- oder Staatsvertrag“ zu geben versucht hat. An einer anderen Stelle bestimmt Liepmann die dabei zu Grunde liegende „ebenso irrite als für die Naturrechtler typische Auffassung“ folgendermassen: als die Annahme, „dass in den Entstehungsgründen einer gesellschaftlichen Institution zugleich die Massstäbe zu ihrer Beurteilung zu finden seien,“ „dass sich alle Dinge der Welt nach einem Prinzip richten, das ihrem Ursprung konform ist.“ Die Überwindung dieser Auffassung, die Erkenntnis, dass diese Maxime zur Erklärung der Erscheinungen des sittlichen Lebens nicht ausreicht, scheint mir allerdings das eigentlich positive Kennzeichen einer entwicklungsgeschichtlichen, einer nicht naturrechtlich-mechanischen Auffassung ethischer Erscheinungen zu sein. Es ist eine noch zu lösende Aufgabe der formellen Rechtsphilosophie, „der juristischen Erkenntnistheorie, Methodik und Logik,“ — im Gegensatz zur materiellen Rechtsphilosophie, die sich mit dem Inhalt der geschichtlich gegebenen Rechte befasst, nach der Bergbohmschen Unterscheidung — jene Erkenntnis scharf zu formulieren; die Erkenntnis, dass bei rechtlichen Entwicklungen die bestimmenden Gründe nicht *causae efficientes* sind, sondern *causae finales*, dass auf die Vorgänge, mit denen sich die Rechtswissenschaft beschäftigt, das *principium rationis sufficientis agendi*, nicht das *principium rationis sufficientis fiendi*, Anwendung findet; um es etwas scholastisch und in der Kunstsprache, dafür aber auch mit fest vereinbarten Begriffen auszudrücken. Und darum, weil eben hier die

Entwickelungen durch „zielstrebige“ Kräfte, nicht durch blosse *causae efficientes* geleitet sind, bedeutet die Betrachtung unter dem Gesichtspunkt, was sein soll, für die normativen Wissenschaften durchaus noch kein Hinausgreifen über die eigentlich wissenschaftliche Aufgabe, ein Urteilen, ein Wirkenwollen, sondern diese Betrachtung ist hier auch dem rein wissenschaftlichen Vorgehen, auch der lediglich auf das Erkennen gerichteten Arbeit wesentlich, weil eben hier die Vorgänge, die Erscheinungen selber unter jenem teleologischen Prinzip stehen, von wirkenden Zwecken bestimmt werden, nach einem *τέλος* hinstreben, und darum ihre Zusammenhänge und Einheit ohne jene teleologische Betrachtung niemals erfasst werden können. Die Zusammenhangsreihen, in deren Verlauf aus der etablierten Gewalt ein verantwortlichkeitsbewusster Rechtsstaat wird, aus dem im Interesse des nächsten Erben und als dessen Recht eigenen Namens eingerichteten Verwaltungs- und Genussrecht am Vermögen des Mündels das rein altruistische Institut unserer heutigen Vormundschaft, solche Entwicklungsreihen lassen sich nicht aus dem Prinzip ihres Ursprungs verstehen. Wilhelm Wundt in seiner „Ethik“ hält die Thatsache solcher Entwickelungen, dass Institute des Rechtslebens, der Sitte, die in ihren Anfängen den niedrigsten und nächsten Zwecken dienen, im Verlauf ihrer Weiterbildung immer höheren Zwecken sich anpassen, für so allgemein, dass er sie ein Gesetz nennt, sein sogenanntes Gesetz der Heterogonie der Zwecke. Wer das ein Operieren mit mystischen Elementen nennen will, der mag es thun; mit demselben Recht und demselben Unrecht, mit dem der Rationalismus und das achtzehnte Jahrhundert der Folgezeit Mystizismus vorwerfen könnte, weil ihr die Sache doch nicht ganz so einfach erschien. Thatsächlich handelt es sich auch mit jener oben angedeuteten Aufgabe der formellen Rechtsphilosophie immer noch um nichts Anderes, als um die endliche Aufstellung einer wahrhaft entwicklungsgeschichtlichen Ansicht von der Entstehung und Veränderung des Rechts.

Im ersten Paragraphen des III. Kapitels, von der Gültigkeit des Rechts, fixiert Liepmann noch einmal die Aufgabe; im zweiten giebt er dann die Antwort, die Rousseausche Lösung des Problems, was ist eigentlich die Grundlage der verpflichtenden Kraft des Rechts. Die Antwort lautet bekanntlich dahin, dass diese Grundlage gebildet wird durch den *contrat social*; durch den Vertrag, in dem die Einzelnen auf ihre ursprüngliche Freiheit eben zu gunsten jener Gesamtheitsmacht selber verzichtet haben.

Dass Rousseau in der Auffassung des Staatszwecks den Eudämonismus vertritt, und zwar einen individualistischen — im Gegensatz zu einem „gesellschaftlichen Utilitarismus“ (Ihering); dass Rousseau sich in der Vertragstheorie von den früheren Naturrechtlern unterscheidet wesentlich durch die Annahme nur eines Vertrages, nicht zweier unterschiedenen, des Associations- und des Subjektionsvertrages; dass Rousseau gelegentlich in extrem kollektivistischer Weise über

das Eigentum spricht, dass aber auch Aussprüche entgegengesetzter Richtung sich finden, und diese wohl mehr seiner eigentlichen Meinung entsprechen als jene gelegentlichen Ausfälle; dass er in praktischen Forderungen nicht ganz so unbekümmert und mit Nichtachtung der gegebenen Notwendigkeiten verfährt, wie man zunächst nach der Ferne und Abstraktheit seines deduktiven Ausgangspunktes vermuten sollte; dass er eine wirkliche Demokratie nur in einem ganz kleinen Staatswesen für möglich hält, wie ja die Zustände von Genf die Veranlassung und die Grundlage seines rechtsphilosophischen Nachdenkens bildeten; — alle diese Einzelheiten der materiellen Rechtsphilosophie Rousseaus, mit denen sich Liepmann in den beiden letzten Paragraphen des III. Kapitels, „Vom Eigentum“ und „Regierungsphilosophie“, sowie in einem Schlusskapitel beschäftigt, seien hier nur eben berührt. Nur ein einziger Ausspruch Rousseaus sei herausgegriffen und mit einem solchen Schopenhauers über denselben Gegenstand zusammengestellt. Indem er von den Vorzügen und Nachteilen der Monarchie spricht, sagt Rousseau: „Ein Mann von wirklichem Verdienst ist ebenso selten in monarchischen Ministerien als ein Dummkopf an der Spitze einer Republik zu finden.“ Ganz entgegengesetzt lautet die Ansicht Schopenhauers (*Parerga*, II): in Republiken müsse es den überlegenen Köpfen schwerer werden, zu hohen Stellen und zu Einfluss zu gelangen als in den Monarchien; bei einer republikanischen Verfassung werde es der stets zahlreichen Schar der Bornierten, Schwachen und Gewöhnlichen, die gegen den überlegenen Menschen als gegen ihren natürlichen Feind verschworen und instinktmässig verbunden seien, viel leichter, jenen zu unterdrücken und auszuschliessen, als in der Monarchie; wo der Monarch, der selber viel zu hoch und zu fest steht, als dass er irgend jemandes Kompetenz zu fürchten hätte, ein natürliches Interesse daran hat, die besten hervorzuziehen und zu begünstigen; während in der Republik, wo kein einzelnes Interesse sachlich mit dem der Gesamtheit identisch ist, die natürliche Feindschaft gegen den überlegenen Menschen durch kein Gegengewicht gehemmt wird.

Voulez-vous que la volonté générale soit accomplie, faites que toutes les volontés particulières s'y rapportent, et comme la vertu n'est que cette conformité de la volonté particulière à la générale, pour dire la même chose en un mot: faites regner la vertu! Mit diesen Worten, in denen er schon das Hinauskommen der späteren Zeit über den Eudämonismus angedeutet sieht, schliesst Liepmann seine Ausführungen. Auch ich möchte jene Stelle aus der *économie politique* für einen nicht uncharakteristischen Abschluss der Beschäftigung mit Rousseauscher Staatsphilosophie halten, aber in einem etwas anderen Sinne; nämlich als typisch für die gänzlich anschauungslose, in ganz allgemeinen und darum konsequenzenlosen Aufstellungen sich verlierende Art dieses Philosophierens. *Faites regner la vertu*; sehr Erkleckliches wird man mit dieser Maxime kaum anfangen können, weder der Staatsmann als mit einer praktischen Maxime —

es bietet immerhin Schwierigkeiten, *la vertu* in höchst eigener Person staatsrechtlich zu fassen — noch der wissenschaftliche Betrachter als mit einem teleologischen Gesichtspunkt. Man wird vielleicht von unserem heutigen Standpunkt aus leicht ungerecht gegen Rousseau und seine rein dialektische Art der Behandlung dieser doch schliesslich historischen Probleme; nichts scheint uns heute selbstverständlicher, als dass man sich vorhandene rechtliche Formen, historische Zustände, konkrete Dinge ansehen muss, um über politische Dinge zu reden, dass mit einem Schöpfen allgemeiner Sätze aus den ungemessenen Tiefen der subjektiven Vernunft nichts geschafft wird.

Rousseau unterliegt in ausgesprochenem Masse einer Eigenheit französischer Denker, die Karl Hillebrand in seinem feinen Buch: *Frankreich und die Franzosen* gern hervorhebt, die übrigens schon mehrfach, und auch von Franzosen selbst, bemerkt worden ist; der Neigung, allzurasch zu umfassenden Abstraktionen und durchgehenden Grundprinzipien zu gelangen; jener rationalistisch nüchternen Art, die der Natur und der Frage gegenüber nie die Sicherheit verliert, die leicht zu einer verhältnismässig einfachen und abschliessenden Formel kommt, die darüber aber auch leicht die tiefer liegenden und verborgeneren Verkettungen übersieht. *Dans les objets et les individus le Français saisit aisément et vite un trait général, quelque caractère commun, autant il est propre aux pensées distinctes et suivies, autant il est impropre aux pensées complexes et comprehensives* (Taine). Es ist kein Zufall, dass das rationalistische Jahrhundert der europäischen Kulturgeschichte zugleich dasjenige der Vorherrschaft des gallischen Geistes war und dass das Jahrhundert des geschichtlichen Sinns diese schwinden sah; *la philosophie des Allemands*, drückt sich ein gewisser Herr Breton aus, der in den Jahren 1893 und 1894 in Deutschland studierte und ein ganz lesbares Büchlein über seine Eindrücke herausgegeben hat, *n'est pas universelle, intemporelle; elle ne tend pas à embrasser, dans une seule formule, l'humanité toute entière; elle est historienne.*

Wir wenden uns zum zweiten in der Überschrift dieser Besprechung genannten Werk: Haymann, *Jean Jacques Rousseaus Socialphilosophie.*

Das Wörtchen „social“ ist heutzutage in Mode; und ein Buch stellt sich von vornherein viel aktueller und moderner dar, wenn es von Socialphilosophie, als wenn es von Rechtsphilosophie handelt; erweckt doch das letztere Wort schon bei den meisten eine ganze Wolke von Vorstellungen staubigster und bedrückendster Art, nicht ohne eigene Schuld dieser Disciplin. Es ist darum vielleicht ganz wohlgethan, das am Worte haftende Odium durch die Anwendung eines Synonyms zu vermeiden.

Die Haymannsche Schrift will, mit ihren eigenen Worten, eine erschöpfende Darstellung der gesamten socialen Theorie Rousseaus

geben, sowohl der Rechtsphilosophie im engeren Sinne, wie der Politik; daran anschliessend eine kritische Würdigung des Ganzen.

Vielleicht noch mehr als an der vorbesprochenen Schrift macht sich an dieser Stammlerscher Einfluss bemerkbar, bis zu der ebenfalls etwas kantisierenden Ausdrucksweise, vor allem aber in der ganzen Art der Problemstellung. Noch vor zehn Jahren hätte eine akademische Arbeit über die Rechtsphilosophie Rousseaus die Aufgabe vermutlich wesentlich anders angepackt; der Verfasser lehnt ausdrücklich die Meinung ab, dass man durch Untersuchung der Ansichten der früheren Naturrechtler und Vorgänger Rousseaus das Verständnis von dessen Rechtsphilosophie wesentlich fördere.

Den prägnantesten Ausdruck hat diese neuerliche Reaktion des Dogmatismus gegen den Historismus wohl gefunden in den Worten Stammlers (*Wirtschaft und Recht*, S. 420): „Die beiden Fragen der genetischen Erklärung eines einzelnen Vorkommnisses und der systematischen Beurteilung desselben unter Gesetz und Einheit sind überhaupt gänzlich zu trennen.“

Auch hier (vgl. oben) wird vielleicht der philologische Leser sich zum Widerspruch gereizt fühlen. Dass für unsere Wissenschaft jene Revindikation des Systematismus notwendig und heilsam war, erscheint mir unzweifelhaft; es giebt eine Form des Historismus, die dem Skepticismus nahe verwandt ist. Zweifelhafte wird man allerdings gegenüber Folgerungen aus jenem Systematismus, wie sie Haymann in dem oben angeführten Passus zieht.

In einer „Einführung in die Problemstellung“ setzt der Verfasser auseinander, dass es sich für Rousseau im *Contrat social*, der ja die Hauptniederlage seiner socialphilosophischen Ansichten bleibt, keineswegs um eine historisch-genetische Untersuchung über den Ursprung der tatsächlichen Herrschaftsverhältnisse unter den Menschen handelt, sondern darum, jene Erscheinungen auf ihre Gesetzmässigkeit zu untersuchen, die grundlegenden Bedingungen aufzuzeigen, unter denen eine sociale Ordnung mit unverbrüchlicher Bindungskraft überhaupt möglich werde. Nach dieser systematischen Verwahrung werden wir sodann in den speciellen Inhalt der Rousseauschen Gedankenwelt eingeführt. Die Grundlagen des *droit naturel* seien gegeben mit den beiden Grundtrieben des Selbsterhaltungstriebes und des Mitleids. *C'est du concours et de la combinaison que notre esprit est en état de faire de ces deux principes, sans qu'il soit nécessaire d'y faire entrer celui de la sociabilité, que me paraissent découler toutes les règles du droit naturel.* „Die systematische Bedeutung des Begriffs vom *Contrat social*“ sei die, „dem positiven Recht zum Dasein zu verhelfen,“ ebenfalls nicht genetisch-historisch gemeint, sondern als Antwort auf die Frage „nach der formalen Möglichkeit befehlender Menschensatzung überhaupt“. Besonderen Wert legt der Verfasser auf den Rousseauschen Begriff des *volonté générale* als Fundament der Rousseauschen Lehre

von der Volkssouverainetät; diesem „Zentralbegriff der Rousseauschen Socialphilosophie, dessen systematisches Verständnis nahezu identisch ist mit dem Verständnis Rousseauscher Socialtheorie überhaupt,“ sind die beiden folgenden Paragraphen gewidmet. Wenn ich den Verfasser recht verstanden habe, will er darauf hinaus, dass unter diesem allgemeinen Willen nicht etwa ein solcher zu verstehen sei, dessen konkreter Inhalt von der Mehrzahl der Mitglieder der betreffenden Gesamtheit geteilt und gebilligt werde; Rousseau verstehe vielmehr — welche Meinung der Verfasser nicht so sehr im *Contrat social* als in der *Économie politique* ausgesprochen findet — unter *volonté générale* einen solchen Willen, der das Wohl des Ganzen zur Maxime seines Handelns genommen hat, der nicht auf Sonderzwecke der Einzelnen, der Klassen, gerichtet ist. Der Verfasser legt auf diese Auslegung einen grossen Wert; es sei mit dieser Auffassung des Begriffs des *volonté générale* der gegen Rousseau erhobene Vorwurf aus der Welt geschafft, dass er „als Quelle des positiven Rechts die Möglichkeit einer beliebigen Majoritätsherrschaft angeben und behaupten wolle.“ Und dieser Begriff des *volonté générale*, dass eine lediglich die Zwecke der Gesamtheit ergreifende Willensrichtung möglich sei, welche Möglichkeit allein positives Recht, Zwang gegen die divergierenden einzelnen Willen, rechtfertige, dieser Begriff des *volonté générale* sei zugleich die Grundlage der Lehre von der Volkssouverainetät; das Organ dieses *volonté générale* könne nur die Gesamtheit sein; nur wenn alle Genossen Anteil hätten an jener obersten Gewalt, sei es möglich, dass eine *volonté générale* in dem obigen Sinne eines lediglich auf die Zwecke der Gesamtheit gerichteten und von Sonderzwecken freien Willens empirisch wirklich zustande komme.

„*Il n'est pas possible, que le corps veuille nuire à lui même, tant que le tout ne veut que pour tous.*“

„*La loi ne peut par sa nature avoir un objet particulier et individuel.*“

Der Verfasser selbst spricht gelegentlich von Rousseauschen Machtsprüchen, die zunächst noch keine Erklärung oder Lösung der Frage enthielten, mit der sie sich beschäftigen.

Ich möchte das auf die ganze oben angeführte Deduktion anwenden. Mit dem Begriff einer Gesamtheit von Individuen, eines einheitlichen Subjekts, eines Gesamtwillens, ist zugleich auch der Begriff eines gemeinsamen Zwecks dieser Gesamtheit gegeben; denn Wille und Zweck sind Correlativa, gehören begrifflich zusammen. Bei der ganzen Ausführung wird also rein dialektisch, lediglich analytisch verfahren; und das scheint mir ganz allgemein charakteristisch für Rousseau, dass er lediglich das herausholt und mit anderen Worten sagt, was im Begriff schon steckt, dass er niemals mit Synthese, mit neuer Anschauung arbeitet. Das Problem der Rechtsordnung, die Aufgabe, an der sich die Menschen nun seit Anbeginn

versuchen und die sie doch vor dem Ende der Tage stets nur zu einer annäherungsweise, relativen Lösung bringen, besteht ja eben gerade in dem Gegensatz von Individualwillen und Socialwillen, dass weder die Individuen ganz in der Gesamtheit aufgehen noch auch das Gesamtsubjekt und seine Zwecke sich auflösen in die Summe der Sonderzwecke und Sonderinteressen der die Gesamtheit bildenden Individuen. Individualismus und Socialismus, sagt Adolf Wagner einmal, sind die beiden Pole, zwischen denen die Geschichte aller socialen Bildungen, ihrer Veränderungen, ihres Sturzes, sich bewegt. Extremer Individualismus würde das Gemeinschaftsleben, extremer Staatsabsolutismus würde das individuelle Leben vernichten; insoweit solche Gebilde überhaupt Bestand haben würden, insoweit nicht der Zwang der Notwendigkeiten und des Bedürfnisses, die Wehrlosigkeit des einen Gebildes nach aussen, eine Reaktion des Individuums bei dem andern, schon vorher für eine Korrektur gesorgt haben. Die Leitung der individuellen Willen, welche ja die eigentlichen bewegenden Faktoren sind, weil die Gesamtheit eben kein physisches Willenscentrum darstellt, die Lenkung dieser individuellen Willen in eine den Gesamtheitszwecken parallele Richtung, das ist eben die Aufgabe aller „socialen Mechanik“ und ihrer verschiedenen Hebel, Zwang, Association, Tausch etc.; die Lösung dieses Problems wird meines Erachtens dadurch nicht gefördert, dass man einen abstrakten Gesamtheitswillen aufstellt und deduciert, dass diese Gesamtheit doch logischer Weise nur ihre eigenen Zwecke, d. h. das allgemeine Beste, wollen könne.²⁾

²⁾ Die dialektisch-deduktive Art Rousseaus wird von der negativen Seite ganz gut charakterisiert durch einen englischen Kritiker, den Haymann, S. 100, polemisierend anführt; es handle sich um *a number of definitions, analysed as words, not compared with the facts, of which the words are representatives*; welche Art, politische Theorie zu treiben, „beschränkte deduktive Gemüter völlig gefangen nehme.“

H. Taine sagt von Napoleon, er habe immer in den Vorstellungen der Dinge selbst, nicht in Worten gedacht. Das ist das entgegengesetzte Verfahren.

Im Erdgeschoss des Louvre steht unter einer ganzen Reihe vorzüglicher Bildnisbüsten von Houdon auch eine solche Rousseaus. Es ist ja nun mit der physiognomischen Beurteilung eines menschlichen Angesichts eine etwas sehr zweifelhafte Sache und sie wird immer sehr subjektiv sein. Aber mit dieser ausdrücklichen Verwahrung darf man wohl auch einmal einer vielleicht ganz persönlichen Empfindung Ausdruck geben; mir scheint dieses „beschränkt Deduktive“ in den Zügen Rousseaus aufs unverkennbarste ausgeprägt zu sein; die dürftige Fähigkeit der unbedingten Konsequenz, die ihre dialektische Welt aus relativ wenigen Gedankenelementen zimmert, und in dem engen Haus sich um so wohler fühlt, je hermetischer es verschlossen ist gegen Anschauung, gegen konkrete Reflexe der Erscheinung, des Wirklichen. Die einzelnen Züge zu beschreiben, die diesen Ausdruck zusammenbringen, bin ich nicht im stande; vielleicht wird jener Ausdruck des Trockensten, Befangenen und zugleich Fanatischen wesentlich befördert durch den Gegensatz der danebenstehenden Bildnisse, durch den Vergleich

Es fügt sich hier eine allgemeine Erwiderung gegenüber den beiden besprochenen Arbeiten ein. Die Verfasser verwundern sich darüber und betrachten es als ein Zeichen der Oberflächlichkeit, mit der man Rousseau studiert habe, dass man ihm je nach dem Standpunkt des Kritikers die innerlich gegensätzlichsten Ansichten unterschoben habe. Das mag zum Teil seinen Grund haben in der rhetorischen Allgemeinheit vieler Aussprüche, die man eben wegen dieser Allgemeinheit zu gar vielem verwenden kann. Aber zum anderen Teil hat es einen tieferen Grund. Wenn man Rousseau zu gleicher Zeit als extremen Individualisten und als Staatsabsolutisten bezeichnet, so ist das meines Erachtens durchaus begründet und keineswegs ein Widerspruch in sich. Individualismus und Socialismus, Staatsallmacht, sind die beiden theoretischen Pole, zwischen denen sich die möglichen socialen Gebilde bewegen. Ein empirisch verwirklichtes oder auch nur als zu verwirklicht gedachtes sociales Gebilde aber muss von jedem von beiden sein gemessen Teil haben, soll es nicht entweder zerfliessen oder an innerer Spannung zerplatzen. Rousseau ist allerdings extremer Individualist, indem er das einzelne, von allen natürlichen Beziehungen zu seinesgleichen losgelöste, abstrakte Individuum zum Ausgangspunkt nimmt; als notwendiges Gegengewicht gegen diesen „Atomismus“ nach dem Gierkeschen Ausdruck, bedarf es denn auch einer scharfen Betonung des gegenpolaren Elements, der Ausstattung des nach der Zerstörung aller natürlichen — ohne Missverständnis — socialen Bindungen allein übrigen letzten und abstraktesten Verbandes, des Staates, mit unbeschränktester Machtvollkommenheit. Also, Individualismus und Staatsabsolutismus sind allerdings vereinbar, ja sie postulieren sich bis zu einem gewissen Grade gegenseitig, und es ist kein Widerspruch, wenn man beide Tendenzen bei Rousseau findet. Die Correlativität, die zwischen den beiden Polen der Gesellschaftsbildung besteht, tritt sehr deutlich hervor in jener Gegenüberstellung, die eine der wenigen aus geschichtlichen Thatsachen wirklich induktiv zu erweisenden Verallgemeinerungen der materiellen Rechtsphilosophie darstellt, in dem Gegensatz des klassischen und des christlich germanischen Staatsgedankens, in der üblichen Nomenklatur. Der germanischen Auffassung wird das Individuum hineingeboren in die Zusammenhänge des Hauses, der Sippe, des Standes, einer ganzen Reihe von socialen Zwischengebilden zwischen Einzelmensch und Staat. In diesen Zusammenhängen ist das Individuum nach allen Richtungen hin social gebunden. Dagegen ist auf der anderen Seite auch die übergeordnete Socialperson und nicht zum wenigsten die höchste, der Staat, — soweit wir unseren heutigen Namen und Begriff auf jene Zustände der Gesellschaftsbildung anwenden können — dem Individuum gegenüber an rechtliche Schranken gebunden, seine Gewalt bestimmt und begrenzt; im Gegensatz zu dem

mit den feinen, unsäglich überlegen blickenden Zügen Voltaires oder mit dem Löwenkopf Mirabeaus.

centralisierenden Absolutismus, dem klassischen Staatsgedanken, der, wie H. Taine (*Origines de la France contemporaine, Le régime moderne*) sich ausdrückt, „die menschliche Gesellschaft nicht vom modernen, germanischen, christlichen Standpunkt auffasst als ein Zusammenwirken von unten ausgehender Initiativen, sondern in der Weise des Altertums, der Heiden, der Romanen, als eine Stufenleiter von oben eingesetzter Obrigkeiten.“ Das Gegenstück und Abbild dieser Allgewalt des Staates bildet dann das in seinem Kreise entsprechend absolute und autonome Privatrechtssubjekt, welches, nach Ihering, *Geist des römischen Rechts*, Bd. I, den anderen Ausgangspunkt der römischen Rechtsbildung darstellt.³⁾

So sind also die staatsabsolutistischen Neigungen Rousseaus keineswegs, wie Haymann meint, als Argument dagegen anzuführen, dass man in ihm einen ausgesprochenen Individualisten erblickt; sie ergänzen vielmehr dieses Bild. So spricht Fürst Bismarck in den *Gedanken und Erinnerungen* (I, S. 139) von demokratisch-absolutistischen Staaten, zwar die Schematisierung bekämpfend, aber nicht als einen Widerspruch in sich. Auch Alexis de Tocqueville könnte man hier nennen. Als typische Beispiele jener Kombination wird man etwa das römische und das napoleonische Cäsarentum anführen.

Es wurde gelegentlich die Abneigung Rousseaus gegen die Socialpersonen unterhalb des Staates erwähnt; er steht ausgesprochen feindlich gegenüber den Personenvereinigungen zwischen Individuum und Staat, den socialen Zwischenpersonen, den natürlichen und gewachsenen Gliederungen der Gesellschaft nach Blutsgemeinschaft, Gleichheit des Standes, nach Berufsgemeinschaft, Interessengemeinschaften; er will nur kennen auf der einen Seite die in möglichster Isoliertheit und Unabhängigkeit lebenden Individuen, auf der anderen Seite den abstrakten Staat. Und diese Neigung ist das eigentliche Klassifikationsmoment seiner materiellen Rechtsphilosophie; sie gehört der atomistisch-centralisierenden Staatsauffassung an, die man mit Recht eine antisociale genannt hat, weil sie die in den gegebenen socialen Zusammenhängen vorhandenen und wirkenden Kräfte des Zusammenhalts, die starken altruistischen Instinkte, die in der Anhänglichkeit des einzelnen zu seinem Blutsverband, seinem Stand, seiner Berufsgenossenschaft sich verkörpern, für den Aufbau ihrer Gesellschaft nicht zu benutzen versteht.

In dem folgenden Kapitel: „Der *contrat social* in seinem Verhältnisse zur socialen Erfahrung“ betont Haymann zunächst nochmals, dass die Lehre vom Staatsvertrag nicht eine historische Erklärung bedeutet, sondern lediglich ein Mittel ist zur Beantwortung „der Frage nach der Möglichkeit positiv-rechtlicher Normierung überhaupt“; aus dieser etwas überflüssigerweise und nicht zum Vorteil der Deutlichkeit kantisierenden Ausdrucksweise herausgeschält: ein Mittel, die

³⁾ Vgl. zu jenem Gegensatz auch Lothar Bucher, dessen Schriften eine Fülle von Einsichten einer wahrhaft geschichtlichen Rechtsphilosophie enthalten.

skeptische Frage nach der Berechtigung des Rechtszwanges zu überwinden, den Rechtszwang mit der Freiheit des Individuums zu veröhnen.

Die beiden folgenden Kapitel, „Prinzipien des Straf- und Verfassungsrechts,“ „Grundzüge der Rousseauschen Politik,“ beschäftigen sich mehr mit Einzelheiten des materiellen Teils der Rousseauschen Rechtsphilosophie, worauf wir hier nicht weiter eingehen können; mit redlichem Bemühen bestrebt sich der Verfasser, aus diesen zum Teil so entsetzlich allgemeinen und abstrakten Maximen möglichst viel Inhalt und Konsequenzen herauszuholen.

Voltaire nennt der Verfasser gelegentlich einen rechtsphilosophischen Dilettanten; es sei; ich habe hier nicht genügende autoptische Unterlagen für eine abweichende Meinungsäußerung. Aber — wenn man denn einmal auf jene Zeiten und Männer den Massstab unserer fortgeschritteneren wissenschaftlichen Arbeitsteilung oder auch unseres Spezialistentums anwenden will, so scheint mir denn doch auch die fachliche Legitimation des weiland Lakaien, Musikers und Publicisten Rousseau, was historische Studien, juristische Kenntnisse, Beschäftigung mit politischen Dingen angeht, nicht gerade die erwiesenste zu sein.

In einem umfangreichen Schlusskapitel: „Kritik der Rousseauschen Socialphilosophie“ wirft der Verfasser die Frage auf, der sich keine irgend welche Aufstellung über ein ideales, ein „naturgemässes“ etc. Recht entziehen kann, die Frage nach dem Verhältnis dieses Rechts zum positiven Recht. Die Antwort Bergbohms in *Jurisprudenz und Rechtsphilosophie*, wonach dem sogenannten Naturrecht jeder Rechtscharakter abzusprechen sei, und Recht allemal nur das positive Recht genannt werden könne, kann nicht befriedigen. Stammler hat dieser radikalen Vernichtung des Naturrechts die Aufstellung entgegengesetzt: es giebt allerdings kein Naturrecht in dem Sinne eines Rechts von feststehendem, allgemein gültigem Inhalt; aber es giebt „ein Naturrecht mit wechselndem Inhalt,“ bedingt durch die besonderen geschichtlichen Bedürfnisse der Zeit, der Nation. Ob dieses Naturrecht mit wechselndem Inhalt, das „werdende“ Recht, oder wie man sich nun ausdrücken mag, Recht ist wie das positive Recht, ist schliesslich ein Wortstreit; dass eine Verschiedenheit vorliegt, ist klar; es fragt sich dann eben um die Fassungsfähigkeit des Begriffs: Recht. Die richtige Erfassung des Verhältnisses zum positiven Recht ist meines Erachtens gegeben mit der richtigen Wertung des teleologischen Moments in der Rechtsbildung, mit der Erkenntnis der finalen Faktoren der Rechtsentwicklung. Die Begründung werde ich an einer anderen Stelle zu liefern versuchen.

Am Schlusse seiner Vorrede ruft Haymann aus, es sei endlich an der Zeit, dass das sociale System Rousseaus erkannt und richtig gewürdigt werde. Es soll nun nicht bestritten werden, dass schliesslich alles Erschienene, alles, was einmal eine Rolle gespielt hat in

der Welt, wert ist, richtig erkannt zu werden. Aber — wenn wir schon einmal pathetisch werden wollen, dann möchte ich umgekehrt sagen, es ist endlich an der Zeit, dass eine geschichtlich geschulte politische Auffassung die Bedingtheit und Relativität jener Erscheinung des politischen Theoretikers Jean Jacques Rousseau erkennt; es ist endlich an der Zeit, — was übrigens nicht so sehr in Bezug auf die beiden vorliegenden Arbeiten gesagt sein soll, — es ist, sagen wir, endlich an der Zeit, dass man Rousseaus aus ganz bestimmten Zuständen erwachsenen und vom Standpunkt dieser, für historische Zwecke, eine gewisse relative Wahrheit und Berechtigung enthaltenden Lehren als das erkennt, was sie sind, und dass man aufhört, sie als an sich und abgesehen von jenen Zuständen objektiv richtig und wissenschaftlich brauchbar hinzustellen. Das sollten wir doch meines Erachtens von der historischen Schule nachgerade annehmen, dass mit jenen Kategorien und Betrachtungsweisen für die erkenntnis-mässige Ergründung politischer Erscheinungen nichts gewonnen ist. Aber man thut ihnen damit vielleicht unrecht. Sie sind selbst eine politische Erscheinung, und nicht politische Wissenschaft; sie sind aus dem Bedürfnis geboren, nicht aus spekulativer Betrachtung; sie stellen Postulate dar, Resultate bestimmter Zustände und ihrer Forderungen, nicht Ergebnisse wissenschaftlicher Betrachtung, welche letztere nur den Mantel und eine posthume Begründung hergiebt für praktische Ziele. Man kann Rousseau als politischem Schriftsteller⁴⁾ nur gerecht werden, wenn man ihn als Wirkung und Wirkenden betrachtet, im Drang und Kampf seiner Zeit, ihrer Not und ihrer Bedürfnisse; nicht aber, wenn man seine Ergebnisse objektiv auf ihren dauernden Erkenntniswert betrachtet. Seine Meinungen über Naturzustand und Kultur, seine Auffassung vom Gesellschaftsaufbau als einer amorphen Konglomeration von Atomen, sein Gleichheits-fanatismus, seine vorwiegend destruktive Tendenz gegenüber den socialen Bildungen, seine ganze vorwiegend negative Richtung, die sich in dem staatlichen Wirken seines Schülers und Apostels Robe-pierre besonders offenbart hat, alles dies wird erst begreiflich, wenn man es ansieht als die heftige und naturgemäss übertreibende Reaktion eines leidenschaftlichen und wenig besonnenen Gemüts gegen die allgemeine Physiognomie seines Zeitalters, gegen die besondere Kulturform, die damals herrschte, gegen das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts und was ihm vorherging, gegen die Last von Unnatur und erstarrten Formen aus der Erbschaft des Sonnenkönigs. Da konnte es allerdings als die erste Aufgabe erscheinen — und von Wollen und Absicht, nicht von Erkenntnissen geht jede politische Schriftstellerei aus, was man auch sagen mag — die vorhandenen Organisationen, die bestehenden Herrschafts- und Unterwerfungsformen zu vernichten, das

⁴⁾ „Rousseau als politischem Schriftsteller“; ich rede überhaupt nur von diesem, was hier nochmals betont sei.

Individuum aus den sinnlos gewordenen Verbindungsformen zu lösen. Aber um deswillen, weil diese modi, weil die Formen des alten fränkischen Feudalstaats auf keltischem Untergrund schliesslich einmal tot und leblos geworden waren und ihrem Zweck nicht mehr entsprachen, um deswillen sind nicht alle socialen Gliederungen tote Formen; ubi homines sunt, modi sunt. Der Wahn, dass die menschliche Gemeinschaft aus einer ungegliederten Masse gleicher Atome bestehe und die Vereinigung nur eine künstliche und bewusst zu schaffende Abstraktion sei, lag nahe in einer Gesellschaft, in der die vorhandenen Herrschaftsformen ihren Inhalt verloren hatten und zur Karikatur geworden waren. Aber ein Wahn blieb es deshalb doch. Und wenn Rousseau für seine Neuschaffung der Gesellschaft einen wesentlich individualistisch-centralistischen Ausgangspunkt nahm, so hat auch diese Auffassung für die Gesellschaft, die er wesentlich vor Augen hatte, ihre relative Wahrheit; die Geschichte hat gezeigt, und die neueren Geschichtsschreiber, auch die französischen, sind sich darüber einig, dass der wesentlichste politische Instinkt der Gallier der *esprit égalitaire* ist und eine uniforme centralistische Organisation, auch mit gänzlicher Hintansetzung der Forderungen der Persönlichkeit, den natürlichen Grundlagen ihrer Gesellschaft am meisten gemäss ist.⁵⁾

Hat so auch diese Seite der Rousseauschen socialen Auffassung ihre objektive Unterlage in den Zuständen einer bestimmten Menschenvereinigung gehabt, so ist sie um deswillen doch nicht überhaupt, für die Gesellschaft, objektiv richtig. Es ist immer noch der alte Irrtum des speciell so genannten Naturrechts, der Absolutismus des Begriffs, die Verkennung des geschichtlich Konkreten und Besonderen, wenn die demokratische Theorie, von der Revolution über die 48er Jahre bis zur modernen radikalen Demokratie, die sich in merkwürdiger Kontradiktion Socialdemokratie nennt, im Grunde immer noch die individualistische Staatsauffassung Rousseaus als den absoluten Massstab und Wertmesser der gesellschaftlichen Organisation ansieht. Und diesen rationalistischen Rückstand zu überwinden, dürfte es allerdings „endlich an der Zeit“ sein. Um deswillen, weil es einmal eine Zeit gab, für die es die erste und dringendste Aufgabe war, das Individuum zu befreien, ist es nicht für alle Zeiten der politischen Weisheit letzter Schluss, den Mensch von dem Menschen zu lösen; vielmehr ist es gerade die Aufgabe und das Wesen der gesellschaftlichen Organisation, den Menschen an den Menschen zu binden.

Der bedeutsamste theoretische Ausdruck dieser Erkenntnis der

⁵⁾ Zielinski, *Cicero im Wandel der Jahrhunderte*, S. 49, charakterisiert Rousseau folgendermassen: „einer, in dem die Instinkte der Masse ihre Verkörperung gefunden hatten, einer, der zu ihnen (den grossen Persönlichkeiten der Aufklärungszeit) allen jenen Hass fühlte, den dem Massenmenschen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, die Persönlichkeit einzufliessen pflegt — Rousseau.“

positiven Aufgabe der Gesellschaftsbildung ist vielleicht Thomas Carlyles *Vergangenheit und Gegenwart*.

Der *Contrat social* erschien 1763; Carlyles Buch 1843. Es hat nicht ganz den lauten Wiederhall in der Welt gefunden wie jenes, sein negatives Gegenstück; aber seine langsam steigende Wirkung wird nicht mehr verkannt. Und sein objektiver Erkenntniswert, die Erkenntnis des lebendig-organischen Wesens socialer Bildungen, von der geschichtlichen Schule der Rechtswissenschaft mehr als erkannt nur erst geahnt, ist uns unverlierbar.

Dass auch diese Erkenntnis schliesslich als eine bedingte und geschichtlich befangene sich erweisen wird, wer will es leugnen; was ist bei Betrachtung ethischer Entwicklungen, wo „stets die Frucht erst zeigt, worauf es im Keime abgesehen war“, dauernder Erkenntnisbesitz?

GIESSEN.

ERICH JUNG.

von Sallwürk, E. *Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen.*
Berlin, Gaertner, 1898. 87 S. 8^o.

Die fünf Kapitel behandeln folgendes:

- 1) Was eine Sprache meint.
- 2) Wie die Sprache ihre Welt aufbaut.
- 3) Von der sachlichen Grundlage, die dem Sprachunterricht gegeben werden muss.
- 4) Wie man das Grammatische lehren soll.
- 5) Wie das Lesen sich verhalten soll zum Sprechen.

Oberschulrat von Sallwürk in Karlsruhe hat im Winter 1896/97 einen methodischen Kursus für den Betrieb von Fremdsprachen abgehalten. Die Grundsätze, die er hier den ihm unterstellten Lehrern entwickelt hat, sind von diesen mehrfach und, wie sich annehmen lässt, mit Eifer in die Praxis übergeführt worden. Dadurch habe die Methode des Verfassers, wie das Vorwort mitteilt, nach und nach die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregt. Er gebe sie deshalb jetzt öffentlich bekannt, da sie sich ja „in ausgedehnten praktischen Versuchen bewährt“ habe.

Über die Bewährung kann Referent natürlich nicht urteilen. Er hält sich einfach an das, was in der Schrift vorliegt.

Gouins Buch scheint seiner Zeit grossen Eindruck auf v. Sallwürk gemacht zu haben. Es hat ihm wohl einen Teil der Anregung zu den methodischen Gedanken gegeben, die er in seiner Schrift zu entwickeln und zu begründen sucht.

Der Gang und die Art des von v. Sallwürk vorgeschlagenen Unterrichts finden einen Ausdruck in den folgenden Worten der Schrift, S. 43 ff.:

„Die sprachlichen Vorstellungen, die wir im Schüler erregen

wollen, müssen Angeschautes und Erlebtes zum Inhalt haben: der Schüler muss thun, sehn, erleben, was wir mit ihm sprechen. — Wir suchen einen Punkt in der allernächsten Nähe des Schülers, und von diesem aus beginnen wir die Reise durch die Welt. — Wir beginnen mit dem Hause, in dem der Schüler wohnt. Dieses selbst stellt aber auch wieder ein ganzes System von Dingen dar, die wir einzeln kennen lernen müssen, aber am Faden eines Erlebnisses: wir bauen also zunächst unser Wohnhaus. Wäre der Unterricht französisch, so wäre seine erste Mitteilung: *Le père bâtit une maison.* Die nächsten Sätze hiessen: *Le père appelle le maçon. Le père parle avec le maçon. Le maçon appelle ses compagnons. Le maçon arrive. Les compagnons arrivent.* Aber aller Anfang ist schwer. Es wäre nach unseren Ausführungen kein wesentlicher Fehler, wenn der Sinn der ersten Wörter, die der Schüler lernen soll, durch Zuhilfenahme der deutschen Sprache festgestellt würde. Doch mag es gut sein, wenn der junge Franzose gleich ganz in das fremde Element eingetaucht wird. Dazu dienen uns die Bilder. Ein Bauplatz, auf welchem ein Herr im Gesellschaftsanzuge dem Maurer, den seine Kleidung als solchen kennzeichnet, Befehle giebt, während im Hintergrunde die Gesellen herankommen, würde sich dafür eignen. Voraus gingen Übungen im Zeigen und Benennen, wie sie das Buch von Rossmann und Schmidt, auch Plattners neuere Lehrbücher u. a. einführen. So kann das alles französisch vor sich gehen . . . Wir fahren fort. Wir stecken die Baustelle aus, graben und werfen den Boden aus. Wir legen das Fundament und bauen den Keller, der aber noch leer bleibt. Das erste, zweite, dritte Stockwerk entsteht; das Dach wird aufgesetzt. Tüncher, Tischler und Glaser besorgen ihre Geschäfte. Dann zieht die Familie ein; Zimmer und Küche werden eingerichtet, letztere sowie der Keller und Speicher mit Vorräten versehen.

Hier halten wir wieder inne; denn der Unterricht hat inzwischen auch noch anderes getrieben als den Hausbau. Was wir bisher mitgeteilt haben, sind sprachliche Materialien, die in gutem sachlichem Zusammenhange stehen. Aber wir müssen dafür sorgen, dass sie auch im Kopfe des Schülers ihren Zusammenhang behalten. Der Schüler ist einmal durch das Haus hindurchgegangen. Damit hat er es noch nicht so genau kennen gelernt, dass er uns über jeden Winkel desselben Auskunft geben könnte, dass er von jedem Punkte aus nach dem andern den Weg fände. Er muss nun fleissig hin- und hergeführt werden, dass er in seiner Behausung heimisch werde . . . Sobald ein kleiner Abschnitt mitgeteilt ist, erfolgen Aufgaben, die den Schüler veranlassen, was er gelernt hat, in mannigfache verschiedene Zusammenstellungen zu bringen. Die Maurer haben angefangen, die Fundamente zu legen. Der Vater schickt seinen Sohn hinaus, damit er sehe und ihm berichte, was die Maurer gegenwärtig thun. Der Sohn ist der Schüler. Dieser geht selbst einmal mit einem

Freunde dahin, um ihm zu erklären, was da vorgeht. Die Mutter schickt, nachdem die Wohnung eingerichtet ist, die Tochter in den Keller: sie soll ihr den Weg beschreiben, den sie einschlägt, um dahin zu kommen und vielleicht etwas dort zu suchen . . . Es bedarf geringer Phantasie, um diese Aufgaben ins Unzählige zu vermehren. Sie müssen aber mündlich erledigt werden und in jeder Stunde vorkommen. . . .

Sind wir im Hause eingerichtet, so gehen wir in den Hof und in den Garten, den wir anbauen und auch mit einer Laube versehen. In dieser wird auch schon Gesellschaft gehalten, was Veranlassung giebt, Einladungen zu formulieren, den Kaffeetisch herzurichten, zu berichten, was die Gäste miteinander besprochen haben, u. s. w. Vom Garten gelangen wir auf Wiese und Feld, von da durch den Wald auf einen Berg hinauf, wobei wir alles, was die Schüler verstehen können, bemerken. Auf dem Berge machen wir Halt, um von da auf das Haus und den Garten zurückzusehen, eigentlich aber nur, um den durchlaufenen Weg immer wieder zu durchwandeln und den Faden unserer Geschichte nie aus der Hand zu lassen. Auf der andern Seite des Berges steigen wir hinunter zum Flusse, der uns wieder neue Bilder zeigt, zur Mühle und von da in ein Dorf. Das Dorf sehen wir uns genau an; aber wir dürfen nicht zu lange von Hause wegbleiben. Wir lösen ein Billet für den Postwagen und machen in ihm die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der mit uns in die Stadt fahren will, weil er dort bei einem Tischler in die Lehre tritt. Wir kommen im Dunkel nach Hause und haben bei der Lampe viel zu erzählen. Am andern Tage besuchen wir unsern jungen Freund, den Tischler, bei dem wir manches Neue sehen. Wir bieten ihm an, ihm unsere Stadt zu zeigen, und nun beginnt eine neue Reise, die wir nicht auch noch ausmalen wollen. Das muss ja durchaus nicht in dieser Ordnung durchgenommen werden; aber ein Beispiel davon, wie der nächste Lebenskreis sprachlich durchgearbeitet werden könne, musste doch gegeben werden.“

Man sieht, was v. S. uns hier vormalt, ist recht nett. Schade nur, dass die Sache in der rauhen Wirklichkeit bei weitem nicht so flott vorwärts geht, wie man sich das gern denkt. Man versuche es nur mit einer Klasse von 40 Realschulsexternen, die kaum deutsch sprechen können. Man wird staunen, welche Schwierigkeiten da zu überwinden sind und wie langsam man vorwärts kommt.

Dass der obige recht beachtenswerte Sallwürksche Unterrichtsgang eine neuerfundene Methode des Sprachunterrichts in sich begreife, wird man nicht leicht zugeben können. Der alten grammatischen Methode gegenüber, der v. S. seine Methode immer entgegenhält, wäre sie allerdings etwas durchaus Neues; aber den Anstrengungen mehrerer Reformen der letzten Jahrzehnte gegenüber kann man hier nicht eigentlich von neuen Prinzipien reden. Gouin hatte ein ganz unzweifelhaftes Recht, von seiner Methode zu sprechen und sie in

trotziger und verlockender Sprache zu preisen: er hat ihr sein Leben und ihrer originellen Begründung einen eminenten Fleiss und einen philosophischen Scharfsinn ersten Ranges gewidmet. Die Gedanken, welche v. S. in dem 1. und 2. Kapitel seiner Schrift mitteilt und aus welchen anscheinend seine methodischen Ausführungen in den folgenden Kapiteln herauswachsen sollen, waren uns doch nicht mehr unbekannt; auch sind sie meines Erachtens zu allgemein gehalten, man könnte sie ohne grosse Mühe zur Begründung eines ganz anders gearteten — wenn auch nicht eines grammatischen — Unterrichtsganges benutzen.

Von dieser prinzipiellen Meinungsverschiedenheit abgesehen, erkenne ich gern an, dass die Schrift, wie es bei einem so anerkannten und tüchtigen Verfasser nicht anders zu erwarten war, sehr viel Anregung und Belehrung zu geben vermag. Sie ist reich an interessanten und pädagogisch freisinnigen Bemerkungen, die den ähnlich gestimmten Leser erfreuen und den noch anders gestimmten heilsam beeinflussen können.

HAGEN I. W.

W. RICKEN.

Ulrich, W. 1. *Der französische Familienbrief.* Eine Sammlung von französischen Billetten und Briefen des Familienlebens mit Angabe der Regeln über die französische Korrespondenz zum Schul- und Privatgebrauch. Stuttgart, 1897. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. VI u. 101 S. 8°. Preis geb. M. 1,50.

[2. *Der englische Familienbrief.* Eine Sammlung von englischen Briefen. VI u. 103 S. 8°. Preis geb. M. 1,50.]

Die beiden Sammlungen von Briefen, die ohne Quellenangabe muster-giltigen französischen und englischen Verfassern entnommen sind, können als mit grossem Geschick zusammengestellt bezeichnet werden. Sie sind, was die Sprache anlangt, im allgemeinen untadelhaft, etwaige Mängel in der Beziehung fallen weniger dem Herausgeber als den Verfassern der Briefe zur Last, vielleicht wird aber der erstere später die folgenden Nachlässigkeiten in No. 1, wie sie der Briefstil immerhin gestatten mag, im Interesse der Lernenden beseitigen. S. 42: *En vous remerciant beaucoup de votre peine et de votre patience que vous avez eue pour moi etc.* und S. 72: *je m'empresse de vous remercier de votre promptitude avec laquelle vous avez rempli ma demande.* Es ist wohl unzweifelhaft, dass an Stelle von *vous* hier überall besser *la* eintritt, ebenso wie im Deutschen ein guter Stil unbedingt verlangt, dass hier der bestimmte Artikel statt des Possessivpronomens gesetzt werde. Unter die Nachlässigkeiten des Briefstils dürfte auch zu rechnen sein, wenn S. 24 steht: *Sans s'en apercevoir, nous étions à la ferme de Monsieur Boullin à Prèsfleuri.* Hier würde *sans s'en apercevoir* ein unbestimmtes Subjekt „man“ voraussetzen, wenn es sich überhaupt rechtfertigen lässt; ausserdem entsteht durch *sans s'en* ein Missklang, den der Franzose allerdings sonst wohl sich gefallen lässt; jedenfalls wird aber an der Stelle besser das sprachrichtige *sans nous en apercevoir* eingesetzt. Ebenso ist es besser, S. 32: *Adressez-vous donc . . ., et lui écrivez les détails* statt *lui écrivez* zu schreiben *écrivez-lui*. Wenn auch ein durch *et* oder *ou* mit einem vorhergehenden Imperativ verbundener affirmativer Imperativ nicht selten das Personalpronomen vor sich hat, so ist doch der heutige Sprachgebrauch vorwiegend für die Nachstel-

lung, die sich hier besonders deshalb empfiehlt, weil *Adressez-vous* durch fast zwei Zeilen von *lui écrivez* getrennt ist. Zweifelhaft ist, ob S. 54: *je regrette pour cela de vous devoir incommoder encore une fois* die regelrechte Wortstellung *de devoir vous incommoder* den Vorzug verdient; wir möchten in diesem Falle aus leicht erkennbaren Gründen sogar der hier gewählten den Vorzug zuerkennen. Zweifelhaft ist auch, ob S. 76: *Ce monsieur dont les intérêts me sont chers, mérite chaque confiance* nicht vielleicht besser *toute confiance* zu setzen ist, da *chaque* an der Stelle etwas eigentümlich anmutet; und ob nicht ebendasselbst *une place qui convient pour lui* besser durch das gewöhnliche *une place qui lui convient* ersetzt wird. Vorzuziehen ist wohl S. 86 *les lignes suivantes* in der Wendung: *Veillez me pardonner que j'ose vous adresser ces lignes suivantes*; und S. 87: *je me bornerai pour cette fois à une description* statt *sur une description*.

Im allgemeinen sind aber Inhalt und Sprache so einfach und angemessen, die einzelnen Vorkommnisse des Familienlebens werden so erschöpfend — vermisst wird etwa nur die Anzeige von der Geburt eines Kindes und der Glückwunsch dazu — und in der für diese meist formelhaften Weise behandelt, dass die in den Briefen gegebene Anleitung als zweckentsprechend zum erstrebten Ziele führen wird. Als praktische Einrichtung dafür ist auch hervorzuheben, dass die Briefe mit deutschen Überschriften, die ihren Inhalt kurz angeben, versehen sind, so dass jeder schnell und leicht das finden kann, was er in seinem besonderen Falle braucht. S. 48 No. 33 würde wohl richtiger betitelt: „Rücksendung geliehener Bücher und Dank dafür“ als „Dank an einen Lehrer“: es geht aus dem Briefe nicht hervor, dass gerade ein Lehrer die Bücher geliehen hat. S. 84 No. 67 genauer: „Annahme der Einladung zu einem Sommeraufenthalt“ als „Reise-Einladung“.

Dankenswert sind auch die allgemeinen Regeln über den französischen Briefstil, sowie die Beigabe von wörterklärenden Anmerkungen, sowie der Anhang S. 90—101, der Musterbriefe einiger berühmter Schriftsteller enthält: was die letzteren anlangt, so bleibe dahingestellt, ob die Auswahl nicht hie und da noch bessere Muster hätte treffen können, es ist in der That schwierig, unter vielem Guten, wenn nur ein geringer Raum zur Verfügung steht, das Beste herauszufinden. Im einzelnen ist mir folgendes, als der Berichtigung bedürftig, aufgefallen.

S. 4 Z. 5 v. u. kommt zuerst die Abkürzung *c.* für *courant* vor, die an der Stelle eine Erklärung erfordert. — S. 5 Z. 4 v. o. *nous osons vous référer à notre lettre d'hier*, wozu die Anm. „*se référer à* sich beziehen auf“ gegeben ist, ist *vous* in *nous* zu verbessern. — Auf derselben Seite ist zu „*agréez, Madame, nos civilités empressées*“ *civilités* durch „Ergebenheit“ verdeutsch, was besser für *dévouement* vorbehalten bleibt; daher besser: *civilités empressées* angelegentlichste (ergebenste) Grüße. — S. 6 findet sich unter den Ausdrücken, welche sich auf Beförderung der Briefe etc. beziehen: *le mandat sur la poste* die Postanweisung, während sich S. 65 u. S. 74 dafür *un mandat de poste* findet. — S. 6 Z. 3 v. u. lies *destinataire* statt *déstinataire*. — S. 7 u. 8: Für Mr. (früher auch wohl Mr) ist jetzt M. gebräuchlich, für *Madame (madame)* ist nicht *Mme.* sondern *M^{me}* die gebräuchliche Abkürzung. — S. 8 findet sich zweimal die Abkürzung *cour.* für *courant*, wofür das sonst aufgenommene *c.* oder *ct.* zu setzen ist. — S. 10: wie hier gleichfalls fälschlich *Mme.*, so auch *Mlle.* statt *M^{lle}*. — Im allgemeinen ist bei den Anmerkungen nicht recht ersichtlich, nach welchem Grundsatz die Worterklärungen gegeben sind, da mehrfach Worte erklärt sind, deren Bekanntschaft sich wohl hätte voraussetzen lassen, und hinwiederum Worte fehlen, bei denen eine Erklärung erwünscht wäre; so findet sich z. B. zu S. 25 Z. 2 *tout ce qu'il y a de banal et de convenu* erklärt: *banal* gewöhnlich (besser: alltäglich), aber nicht *convenu* (herkömmlich, konventionell), von dem der Schüler gemeinlich nur die beiden Bedeutungen „*convenir* über-

einkommen und passen“ kennt. Häufig wird sich allerdings darüber streiten lassen, ob ein Wort als bekannt oder unbekannt anzusehen ist, wir schliessen uns also im folgenden nur an das Gegebene an und führen der Reihe nach zugleich an, was uns aufgefallen ist.

S. 11 (u. S. 16): *Liège*, nicht *Liége* ist seit Ac. 1878 die übliche Schreibweise; *manquer à* ist durch unterlassen erklärt, welches man jedoch für das gleich folgende *omettre* braucht, daher besser: verabsäumen. — S. 15: statt *vos chers parents qui réjouiront certainement de votre bonheur* lies ... *qui se réjouiront* ... — S. 18: ob nicht richtiger *dans les bureaux des* (statt *de chemins de fer du Nord*) geschrieben wird? Statt *bienaise* ist jedenfalls besser *bien-aise* zu schreiben. — S. 19: lies *consolez-vous* statt *consolez vous*. — S. 22: lies an zwei Stellen *après-demain* statt *après demain*. — S. 26 Z. 2 v. o. lies *description* statt *déscription*. — S. 28: *La matinée* der Morgen, besser: der Vormittag. — S. 33: *attachement* ist nicht Ergebung, sondern Anhänglichkeit, Zuneigung. — S. 34: statt *venu* lies *venue*. — S. 37 No. 24 enthält nicht die „Einladung zu einem Besuche“, sondern die „Ankündigung eines Besuches“. — S. 39: statt *le 20. c.* lies *le 20 c.* — S. 41 Z. 7 v. o. lies *description* statt *déscription*. — S. 45 Z. 1: *un calorifère chauffe toute la maison*. Sehr gewundert habe ich mich, dass zufolge der von Sachs angegebenen ersten Bedeutung von *calorifère* dies durch „gusseiserner Ofen“ erklärt wird, während die zweite Bedeutung: „Heizapparat“ hier allein zulässig ist, da es sich doch um eine Zentralheizung handelt. — S. 48 fehlt am Schlusse des Briefes nach *reconnaissance* ein Punkt. — S. 52 No. 37 enthält nicht eine „Bitte um Darleihen von Büchern“, sondern die „Antwort darauf“. — S. 54: statt *aux choix* lies *au choix*. — S. 55: statt *soiererie* lies an zwei Stellen *soierie*. — S. 57: „*se remettre au beau* sich aufhellen“. Für „sich aufhellen“ würde man *s'éclaircir* anwenden: *le ciel s'est remis au beau* das Wetter ist wieder schön geworden; nach demselben Grundsatz, nach dem das deutsche Wort das fremde möglichst decken soll, würde ich *constant* nicht durch „unveränderlich“, sondern durch „beständig“ wiedergeben. — Warum auf S. 59 *le choix* die Auswahl, wenn es S. 54 nicht nötig war? „*faire un choix* eine Auswahl treffen“ hätte allenfalls angegeben werden können. — S. 66 steht einmal M. Ferret, dann Mr. Ferret; über Mr. vergl. o. — S. 67: Die Übersetzung von *au bout de* durch „am Ende von“ würde sich hier schlecht machen, besser: „nach Ablauf von“ oder einfach „nach“. — S. 69 lies *le 5 juin* statt *le 4 juin*; während zu S. 7 *en vous accusant réception* richtig erklärt ist, findet sich hier merkwürdigerweise *accuser* melden (statt bestätigen) und *réception* Aufnahme (statt Empfang). — S. 71 *faire lever* besser: „ausstellen lassen“ als „anfertigen lassen“; nach „*extrait* (m.) Auszug; *baptême* (m.) Taufe;“ würde zweckmässig zugefügt: „*extrait de baptême* Taufschein.“ — S. 72: Der Punkt nach *considération* ist in ein Komma zu verwandeln. — S. 74 statt *votre lettre du 3.* lies *votre lettre du 3 c.*; dem deutschen Leser muss es auffallen, wenn er liest: *Vous trouverez ci-inclus un mandat de poste*; es wäre deshalb zweckmässig, hier eine Anm. des Inhalts beizufügen, dass Postanweisungen in der Regel nicht wie bei uns auf Karten geschrieben werden, sondern auf wechselartige Formulare, die man in verschlossenem Briefumschlag an den Empfänger sendet (Bädeker, Paris. 1884 S. 23). — S. 81 Z. 5/4 v. u. lies *meilleurs* statt *meilleures*, und tilge Z. 3 v. u. das Komma nach *attentions*. — S. 85 lies *Philippe* statt *Philipp*; lies *déjà* statt *déja*; „*se mettre en route* sich aufmachen nach“. Woher das „nach?“ *se mettre en route* findet sich übrigens schon auf S. 82 und wird besser durch „sich auf die Reise begeben“ erklärt. — S. 86 *inauguration* (f.) die (tilge:die) Einweihungsfeier; besser: *inauguration comme docteur en philosophie* Promotion zum Doktor der Philosophie; „*dissertation* (f.) Abhandlung“ würde ich streichen, da in diesem Falle das Wort *Dissertation* technischer Ausdruck ist; *composition* ist hier nicht „Abfassung eines Schriftstückes“, sondern „Aufsatz, Abhandlung“. — S. 88 lies *chefs-d'oeuvre* statt *chefs d'oeuvre*, Z. 4 *d'autres* statt

d'autre; trop immobile (de surprise) hätte durch „ganz starr (vor Stannen)“ erklärt werden können. — S. 89 ist nach *sympathies* ein ; zu setzen, das Komma nach *plaisirs* zu tilgen; über *bienaise* vgl. o. — S. 91 Z. 4 v. u. lies *réflexions*; statt *réfections*; — S. 92 *siège* statt *siége* (ebenso S. 93); lies *traversent-elles* statt *traversent-elles; ma tête et mon esprit se creusent* bedarf einer Erklärung. — S. 93 ist zu S. 92: *j'ai beau tourner, j'ai beau chercher* angegeben: „avoir beau umsonst, vergeblich haben“, wodurch doch nur eine schlechte Übersetzung entstehen würde; schreibe: „avoir beau faire qc. vergeblich (umsonst) etw. thun.“ — S. 94 Z. 2 v. u. lies *j'aie* statt *j'aye*. — S. 95 Z. 5 lies *vue* statt *vu*; Z. 13 lies: statt; — S. 98 Z. 11 lies *vinmes* statt *vinnes*; Z. 19 lies *fussent*, statt *fussent*. —

Die gemachten Ausstellungen thun indessen der Brauchbarkeit der Briefsammlung keinen Eintrag; vielmehr hat gerade ihre Brauchbarkeit mich bestimmt, durch die Gründlichkeit der Durchsicht zu ihrer Besserung mitzuwirken. Sie ist dem Titel zufolge zum Schul- und Privatgebrauch bestimmt. Die Schule wird freilich wohl nur gelegentlich davon Gebrauch machen können, so dass die Anschaffung den Schülern vielleicht empfohlen, nicht befohlen werden kann; für gelegentliche Diktate erscheinen die Familienbriefe auch für die Schule in zweckmässiger Weise verwendbar. Wohl aber werden sie — und wir geben ihnen dies als Geleitwunsch mit auf den Weg — bei allen denen, die irgendwie Veranlassung haben, sich im franz. (und engl.) Briefstil zu vervollkommen, eine freundliche Aufnahme finden und sich ihnen nützlich erweisen.

EISENACH.

C. TH. LION.

Stier. *Lehrbuch der französischen Sprache, V, Syntax.* Leipzig, F. A. Brockhaus 1897.

Den vortrefflichen, in dieser *Zs.* XIX, p. 242 ff. besprochenen 4 ersten Teilen des Stierschen Lehrbuchs hat sich der fünfte würdig angereicht. Die Anschauung des Verf., nicht nur das Nötigste zu bieten, sondern die grammatischen Erscheinungen, soweit sie auf der Schule in Betracht kommen, thunlichst vollständig zu geben, ist höchst beifallswert. Mit Recht hat er an die Spitze seiner Vorrede als Leitwort gestellt: *C'est peu d'être concis, il faut être clair*. Als besonders erfreulich ist mir aufgefallen, dass an vielen Stellen zwischen Schrift- und Umgangssprache geschieden wird, und dass nicht gespart worden ist, wo Reichhaltigkeit in der Darstellung oder in der Aufzählung erwünscht ist. Von den Kapiteln, die am glücklichsten dargestellt sind, möchte ich die über den Artikel und das Pronomen hervorheben. Hier wie überall ist gebührend Rücksicht auf Gallicismen genommen; es dürfte wenig Schulgrammatiken geben, in denen nach dieser Richtung so viel geboten wird.

Nur in einem Kapitel, dem des Konjunktivs, hält es schwer, sich der Darstellung des Verf. anzuschliessen. Das an sich berechtigte Bestreben, alle Erscheinungen möglichst unter einen Begriff zusammenzufassen, bringt den Verf. dazu, als Hauptregel aufzustellen: „Der Konjunktiv drückt einen Wunsch oder eine zweifelhafte Behauptung aus.“ Selbst wenn man sich mit dem m. E. nicht ganz glücklichen Ausdruck „zweifelhafte Behauptung“ einverstanden erklären wollte, so wird es doch recht schwer, in einzelnen Wendungen einen Wunsch zu erkennen. So soll *il est naturel* oder *avant que, supposé que* ein Wollen, wenn auch natürlich ein indirektes ausdrücken. Auch die Sätze mit indefiniten Relativen werden vom Verf. als Wunschsätze angesehen. Er scheint hier Lücking gefolgt zu sein, nur dass dieser diesen Konjunktiv viel glücklicher den des Zugeständnisses nennt und an anderen Stellen von billigendem oder missbilligendem Urteil spricht, wo St. die Erscheinungen wieder auf den Wunsch zurückführt. Bei den Konjunktionen (p. 61) ist es ähnlich.

Bei dem Kapitel der Wortstellung (p. 2 ff.) wäre es vielleicht gut einzufügen, dass bei einem Fragesatze mit Fragewort dieses stets an der Spitze zu stehen hat. p. 13 bei der Hervorhebung durch *c'est . . . qui* etc. würde die Fassung noch klarer sein, wenn man sagte: „und zwar in der Weise, dass *c'est* mit dem hervorzuhebenden Satztheile an die Spitze des Satzes tritt.“

Während p. 121 sehr dankenswerth Wendungen aufgeführt sind, in denen das unverbundene Pronomen durch das verbundene gegeben wird, vermisst man das Gegenstück dazu in Wendungen wie *être à* = gehören.

Bei der Konkordanz sind nicht die Fälle erwähnt wie: „Sie (Anrede) und Ihre Familie sind von diesem Unglücksfall aufs schwerste betroffen worden.“

Von Druckfehlern ist das Buch so gut wie frei. S. 50, Z. 12 steht *vent* für *vent*; S. 100 Schneeknoppe statt -koppe; S. 149 kann der Strich zwischen *autant* und *que* als Bindestrich aufgefasst werden, während er Trennungsstrich sein soll.

Das der Grammatik angefügte Übungsbuch von 112 Seiten ist reichhaltig. Es enthält meistens kurze Sätze; zusammenhängende Stücke sind selten. Im allgemeinen scheint es mir, als wenn verhältnismässig wenig Rücksicht auf die Wiederholung des früher Behandelten genommen worden wäre, ein Umstand, der mit den kurzen Sätzen zusammenhängt. An die deutschen Übungsstücke schliessen sich mehrere französische Gedichte an, theils solche, die man in fast allen französischen Schulbüchern findet, theils selten anzutreffende. Ein Wörterverzeichnis von 50 Seiten beschliesst das eben so gründliche wie übersichtliche Buch.

Überblicke ich den ganzen Lehrgang des Verfassers, so kann ich trotz der obigen Bemerkungen, die sich nur auf einen kleinen Teil des Ganzen beziehen, sagen, dass es eine höchst verdienstliche, wohlgelungene Arbeit ist.

LEIPZIG.

ERNST LEITSMANN.

Rostand, Edmond. *Cyrano de Bergerac, comédie héroïque en 5 actes, en vers* (Porte Saint-Martin. Fasquelle 1898). Übersetzt von Ludwig Fulda. (Cottasche Buchhandlung 1898.)

Das Schauspiel Rostands ist der grösste Erfolg des Jahres 1898; die häufigen Aufführungen haben den Leiter des Theaters bereichert; von dem Buche waren im Dezember schon mehr als 130 000 Exemplare abgesetzt, und Fuldas Übersetzung hat es in kurzer Zeit zu einer zweiten Auflage gebracht und hat im Deutschen Theater in Berlin viele Vorführungen erlebt. Fulda hat eine Einleitung vorangeschickt, aus welcher man nach *Noder* und *Jacob Bibliophile* das Wichtigste aus *Cyranos* wirklichem Lebenslauf erfährt, auch, was Rostand seinem Drama einverleibt hat, dass *Molière* aus dem *pédant joué* desselben eine ganze Scene (II, 11) der *Fourberies de Scapin* entlehnt hat, und dass die dort vorkommende Frage *Géronte's*: „*Qu'il faut-il faire dans cette galère*“ daher stammt.

Im ersten Akt des Stücks sieht man ein sehr gemischtes Publikum zu einer Aufführung im *hôtel de Bourgogne* in den Saal strömen, darunter der schöne *Christian de Neuvillette*, der, wiewohl nicht *Gascogner*, in das Regiment der jungen Edelleute der Gascogne einzutreten im Begriff ist, und *Magdeleine Robin*, die *Cousine Cyranos*, welche als *précieuse* sich *Roxane* nennt; beide lieben einander, obgleich sie sich nur im Theater gesehen haben, und er ist zu schüchtern und unbeholfen, um sich zu erklären; trotzdem, dass er sie in einer Loge sitzen sieht, entfernt er sich, um einen Bekannten, *Cignières*, der ein Spottgedicht auf einen vornehmen Herrn (*de*

Guiche) gemacht hatte, vor einem Mordanfall, der ihm auf der Strasse zugeädacht ist, zu warnen. Später erscheint *Cyrano*, den vorher Anwesende als argen Raufbold und anerkennenswerten Dichter geschildert haben; dieser befiehlt dem Schauspieler *Montfleury*, der eben zu sprechen angefangen hatte, die Bühne zu verlassen, die er ihm, als er durch ihn geärgert worden war, auf einen Monat untersagt hatte; dadurch wird die Vorstellung unmöglich gemacht. Ausserdem fordert er einen *Vicomte*, der sich über seine auffallend grosse und hässliche Nase aufgehalten hatte, ihm vorher noch eine Ballade über seinen Fall improvisierend, heraus und bringt ihm einen Stich bei. Auch er liebt *Roxane*, wie er sodann einem Bekannten gesteht, will aber um sie nicht anhalten, weil er wegen seiner Hässlichkeit nicht auf Gegenliebe rechnen zu können glaubt. Er geht zuletzt, um *Cignières* vor dem ihm gelegten Hinterhalt zu schützen. Der zweite Akt spielt sich noch an demselben Abend bei dem Speisewirt *Ragueneau* ab, der seinen Gästen nicht nur Braten, Gemüse und Getränke bereiten lässt, sondern auch, durch die bei ihm verkehrenden Dichter angesteckt, selbst Verse macht, von denen er einige zum besten giebt. Dort findet sich *Cyrano* ein, durch *Magdeleine* dahin zu kommen veranlasst. Nicht den Mut fühlend, ihr persönlich seinen Antrag zu machen, schreibt er, um das Billet ihr zu überreichen, wenn er irgendwelche Hoffnung bekommen sollte. Nebenbei erfährt man, dass diejenigen, es sollten gegen hundert gewesen sein, welche im Hinterhalt gelegen hatten, um *Cignières* umzubringen, von einem einzigen Herrn in die Flucht gejagt oder verwundet worden sind; eine kleine Wunde, an der Hand *Cyranos*, die *Ragueneau* bemerkt, zeigt, dass dieser die Übelthäter auseinander getrieben hat. Als *Magdeleine* ihm gesteht, dass sie *Christian* liebt, behält er sein Billet und verspricht, auf ihre Bitte hin, den jungen Mann gegen den Ungestüm seiner gascognischen Kameraden zu schützen; er sagt diesem, als er erscheint, trotzdem dass er anfangs über die hässliche Nase gespottet hatte, zu, ihm bei der schriftlichen Erklärung seiner Liebe behilflich zu sein und giebt ihm dazu den vorhin geschriebenen Brief. Im dritten Akt findet man den bankrott gewordenen *Ragueneau*, dem seine Frau mit allem Gelde und einem *mousquetaire* davongegangen ist, auf *Cyranos* Empfehlung als Intendant bei *Magdeleine*. Der Graf *de Guiche*, als Neffe *Richelieus* mächtig, möchte *Roxane* an einen gefälligen Herrn verheiraten, der ihn den dritten im Bunde sein lassen würde; er nimmt Abschied von ihr, als er im Begriff ist, in das Feldlager vor Arras abzugehen; auf Vorschlag *Roxanes*, die den Vetter *Cyrano* ausser Gefahr zu sehen wünscht, will er diesen mit den Cadetten der Gascogne in Paris zurücklassen, seinerseits darauf eingehend, um sich für die Rettung *Cignières* an dem thatendurstigen Mann durch die Unthätigkeit, in der er bleibt, zu rächen. *Christian* dagegen, in den die in seinem Namen von *Cyrano* an *Roxane* gerichteten glühenden Liebesbeteuerungen sie immer mehr verliebt gemacht haben, besonders als er unter dem Balkon der Geliebten, weil er selbst dazu nicht fähig ist, die Worte, die *Cyrano* ihm vorsagt, nachspricht und ihn sogar in der Dunkelheit selbst das Wort an seiner Stelle nehmen lässt, wird auf Anordnung *de Guiches*, der den etwas beschränkten Offizier für seine Leidenschaft nachsichtig machen zu können hofft, in einem Kloster, zu dem er Zutritt hat, mit *Roxane* getraut; als aber *de Guiche* dort einzudringen versucht, wird er von *Cyrano* daran verhindert. Dadurch in seiner Erwartung, die Liebe der *Roxane* zu geniessen, getäuscht, lässt er die Cadetten der Gascogne, bei denen *Cyrano* und *Christian* stehen, nach Arras marschieren, und der Aufbruch erfolgt sofort. Der vierte Akt giebt Bilder aus dem Lager vor Arras; *Cyrano* schreibt auch von hier und immer im Namen *Christians* an *Roxane*, sogar einen Abschiedsbrief vor dem möglichen Tode, der indessen nicht abgeschickt wird. *Roxane* kommt selbst ins Lager gefahren durch die Linien der Spanier hindurch; sie bleibt auch da trotz aller Einreden und obgleich ein Angriff befürchtet wird; ihr Taschentuch

wird als Fahne benutzt; die hungrigen Gascogner werden aus ihrer Kutsche, in der sich *Ragueneau* mit vielen Vorräten befindet, erquickt. Sie gesteht auch *Christian* ein, dass sie ihn anfangs nur wegen seiner Schönheit geliebt habe, nun aber wegen der aufrichtigen und feurigen Liebe, welche seine Briefe bewiesen, und dass sie ihn auch dann lieben würde, wenn er hässlich wäre; daraufhin erklärt *Christian* *Cyrano*, dass sie nicht mehr ihn, sondern diesen liebe. *Christian* wird bei dem Angriff der Spanier tödlich verwundet und stirbt, von *Roxane* tief betrauert und beweint; sie wird von *Cyrano* nicht über seine Mitwirkung aufgeklärt. Der fünfte Akt spielt 15 Jahre später; *Magdeleine* ist seit dem Tode *Christians* in ein Kloster getreten, wo *Cyrano*, der zuletzt in Armut verfallen ist, sie alle Sonnabend besucht. An einem solchen Tage erzählt *Ragueneau* einmal den anwesenden Herren, dass dieser, der sich viel Feinde gemacht hat, soeben von einem Fenster aus mit einem schweren Holzstück gefährlich getroffen worden ist. Trotzdem erscheint er an dem gewöhnlichen Tage, aber später als sonst, von *Roxane* deshalb freundlich ausgescholten. Nachdem er ihr noch, wie üblich, die Neuigkeiten vom Hofe erzählt hat, liest er ihr, trotz der Dunkelheit den letzten Abschiedsbrief *Christians*, der blutbefleckt von der Leiche ihres Gatten ihr eingehändigt worden war, ganz geläufig vor, und nun ahnt *Roxane*, dass nicht dieser, sondern *Cyrano* den Brief geschrieben und erkennt an seiner Stimme, dass er unter dem Balkon, nicht *Christian*, mit ihr gesprochen hat. Sie äussert es mit Genugthuung; nichtsdestoweniger bleibt er zurückhaltend, in der Überzeugung, dass *Roxane* trotz ihrer Versicherungen wegen seiner Hässlichkeit nicht dauernd mit ihm glücklich hätte werden können. Mit dieser letzten Zusammenkunft beider schliesst das Drama; *Cyranos* Tod, im Stück nicht erwähnt, findet erst 14 Monate später statt. Die vorgeführten Ereignisse sind zum Teil sehr neu, aber nicht durchweg wahrscheinlich; gleichwohl giebt der Dichter ein anschauliches Bild jener Zeit. Die Verse sind neuerer Art, der Alexandriner oft ohne Cäsar und hier und da abgekürzt. Fulda hat die schwierige Aufgabe des Übersetzens mit Geschick ausgeführt und bisweilen auch kürzere Verse statt des fünffüssigen Jambus gebraucht. Warum er *Cyrano* mit dem Ton auf der vorletzten Silbe will aussprechen lassen, ist mir nicht erfindlich.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Donnay, Maurice. *L'Affranchie*, comédie en 3 actes, am 5. Februar 1898 zum ersten Male aufgeführt in der *Renaissance*, jetzt bei Ollendorff gedruckt.

Dieses Lustspiel oder vielmehr Drama behandelt die Frauenfrage theoretisch und praktisch. Unter *affranchie* hat man sich hier eine Frau zu denken, welche dieselben Rechte wie ein Mann beansprucht und von seiner Bevormundung sich frei gemacht hat. In dem Stück ist es die Frau *Antonia de Moldère*, welche uns eine solche *affranchie* vorführt; sehr reich, giebt sie vor Witwe zu sein, obgleich sie von ihrem viel älteren Mann, der noch lebt, geschieden ist. Nach einer früheren Liebschaft hat sie sich innig an *Robert Dembrun* angeschlossen und mit ihm in der Bretagne und sodann in Venedig zusammen gelebt; hier befindet sich in ihrer Gesellschaft auch *Juliette*, die uneheliche Tochter eines Herzogs, die von *Pierre Létang* vom Theater fortgenommen worden war und von ihm unterhalten wird; sie ist auf diesen ihren Liebhaber so eifersüchtig, dass, als sie eine Dame in seine Junggesellenwohnung hatte eintreten sehen, sie ihr folgt und einen Revolverschuss gegen sie abfeuert, der nur den dazwischentretenden *Pierre* leicht an der Stirn verletzt. In Paris wird das Haus der Frau *de Moldère* der Sammelplatz der für die Frauenfrage wirkenden Damen. Als

Roger an das Sterbebett seines Bruders nach Algier gerufen wird, knüpft Frau *de Moldère* aus Neugier eine enge Verbindung mit *Pierre* an. Davon erhält Roger nach seiner Rückkehr durch *Juliette* Kenntnis, und obgleich *Antonia* während seiner Abwesenheit die zärtlichsten Briefe an ihn geschrieben hatte, und nun für ihre Untreue ihn flehentlich um Verzeihung bittet, bleibt er streng und verlässt sie sogar hart und kalt, als sie infolgedessen in seiner Wohnung von einer Ohnmacht befallen wird.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Leblanc, Maurice. *Voici des ailes.* Paris, Ollendorff 1898.

Mit zahlreichen Abbildungen. Eine überschwängliche Verherrlichung des Radfahrens. Zwei junge befreundete Ehepaare machen zusammen eine Fahrt von Paris bis in die Bretagne; der eine von den Herren lässt sich gelegentlich mit der Frau des andern ein; dieser, anfangs ergrimmt, wird von der Gattin desselben, die er liebt und die ihn liebt, durch ihre Hingebung beschwichtigt. In der Bretagne trennen sie sich, um umgehindert zu sein, jeder von beiden mit der Frau des andern. Das alles hat mit seiner Schnellbewegung das Radfahren zuwege gebracht, welches, wie der Verfasser versichert, von den älteren landläufigen Vorstellungen über Sitte frei macht. — Englische Ausdrücke werden von vielen neueren Schriftstellern dem Französischen ohne weiteres beigemischt; so hier *scorchers*, *sportsman*, *ankle play*, *match*; *flirt* wird nicht nur von der schmeichelnden Annäherung eines Mannes an eine Frau, sondern von dem Manne selbst, der diese Annäherung unternimmt, gebraucht. Sonst sind neu: *virage* Wendung statt des üblichen *virement*; *couleur mastic*; *le pédalier* = *la pédale*, der Tritt eines Fahrrades; *jupe-culotte*; *s'aiguicher*, sich zuspitzen.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Rod, Édouard. *Le Ménage du pasteur Naudié.* Bibliothèque-Charpentier. Paris, Eugène Fasquelle 1898.

Als der Pastor *Siméon Naudié* von dem seinem Vater *Abraham Naudié*, protestantischen Professor der Theologie in Montauban, gegebenen Jubiläumsfeste nach seinem Wohnort *La Rochelle* eben zurückgekehrt ist, läuft, während er sich auf die Sonntagspredigt vorbereitet, sein ungezogener Sohn *Abraham* nach dem Hafen, prügelt sich mit Gassenjungen und kommt nach der Kirche mit zerrissenem Sonntagsrock nach Hause zurück; den Rock zu ersetzen, fehlen vorläufig in dem ärmlichen Hauswesen die Mittel, und ihn auszubessern, hält *Esther*, die älteste der Töchter, welche nach dem Tode der Mutter die Wirtschaft führt, für unmöglich. Zum Mittagessen von dem Generalrat *Defos*, dem angesehensten Mann der Stadt, eingeladen, erstaunte er sehr über diese Zuvorkommenheit, die ihm vor vielen Jahren ein und das andere Mal zu Teil geworden war, mehr aber noch, als *Defos* ihm unter vier Augen mitteilte, dass seine sehr reiche und ein wenig launenhafte Nichte *Jane Defos*, die, nach dem Tode ihres Vaters in Indien, ihre Zeit teils bei einer mütterlichen Tante in London, teils bei ihm zubrachte, zuletzt fromm und wohlthätig geworden, ihn, den Pastor zu heiraten wünsche. Natürlich erbat er sich von *Defos*, wie auch von *Jane* selbst, Bedenkzeit aus. Nachdem er ihr die Schwierigkeiten, welche ihre Ehe mit sich führen müsste, auseinandergesetzt hat und *Jane* sie gering ansieht, heiratet er sie und bezieht mit ihr und seiner Familie ein schlossartiges Haus. *Jane* bleibt gegen die vier Kinder *Naudiés*, wie diese selbst gegen sie, gleichgiltig. Am Jahrestage der Hochzeit überrascht der Pastor seine Frau, wie sie Photographien ansieht; sie zeigt ihm sogar das Porträt eines Sängers, in

den sie vor sechs Jahren ganz vernarrt gewesen war; Frau Defos, welche den Reichtum *Janes* gern ihrem studierenden Sohn *Henri* zugewendet hätte, thut das Ihrige, um in *Naudié* Eifersucht und in seiner Frau Ärger zu erregen. Als *Henri*, der Theologe werden sollte, diese Laufbahn aufgeben will, weil er den Glauben verloren hat, wendet *Defos* sich an *Naudié*, der es für geraten findet, den jungen Mann seinem Gewissen folgen zu lassen; die Mutter gesteht ihren Kummer *Jane*, und diese nimmt ein lebhaftes Interesse für die Sache; nach einem gemeinschaftlichen Mittagsmahle, lässt sie sich, bestochen durch *Henris* lebhaftes Reden, mit ihm allein in ein warmes und ihr Mitleid ausdrückendes Gespräch ein. Als *Henri*, infolge dieser Streitereien, krank wird, pflegt sie ihn, wochenlang die ganzen Tage bei ihm zubringend, mit der grössten Sorgfalt; sie setzt es auch bei seinem Vater durch, dass er seinem Entschluss nicht mehr hinderlich sein will. Wie eine Fremde kehrt sie in das Haus *Naudiés* zurück, in dem sie so lange nur die Nächte einsam zugebracht und alle Pflichten der Hausfrau vernachlässigt hatte, und lässt den Pastor, der sie noch immer liebt, ihre Gleichgiltigkeit fühlen. Dieser wird natürlich eifersüchtig, besonders seitdem seine Frau täglich mit *Henri* zusammen ausreitet und im Winter ihn in seines Vaters Wohnung aufsucht. In einer von ihm herbeigeführten Unterredung erklärt sie ihm, dass sie, durch *Henri* ungläubig geworden, den Gottesdienst nicht mehr besuchen werde, ihn gleichzeitig warnend, in seinem Hause nicht für einen Pastor unpassende Auftritte herbeizuführen. *Naudié* wendet sich an die Mutter *Henris*, welche, obgleich dem Pastor feindlich gesinnt, ihrem Sohn Vorhaltungen macht, so dass dieser auf einem Spazierritt *Jane* erklärt, abreisen zu wollen, wogegen sie lebhaft Einspruch erhebt. Auf die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters will *Naudié* mit seinen beiden ältesten Töchtern dahin reisen, vergeblich *Jane*, die den Umgang mit *Henri* nicht entbehren möchte, auffordernd, ihn zu begleiten; deshalb beunruhigt durch die Vertraulichkeit seiner Frau mit dem jungen Mann, bleibt er noch zurück. Ein paar Tage später durch ein Telegramm sofort nach Montauban gerufen, geht er mit *Esther* dahin; mit Schmerz muss er nun sehen, dass der Vater ihn nicht mehr erkennt und denn auch bald stirbt. Den Tag nach *Naudiés* Abreise tritt *Henri* als Mitarbeiter in die Bureaux des Vaters ein und bittet, ihn sofort eine Geschäftsreise antreten zu lassen, offenbar, um die Gefahren, die er von seiten *Janes* ahnt, zu vermeiden. Zurückgekehrt teilt der Pastor seiner Frau mit, dass seine Schwester *Angélique*, die bisher den Vater gepflegt hatte, zu ihm kommen werde; daraufhin erklärt sie, dass sie sich von ihm werde scheiden lassen, und da er nicht einwilligt, dass sie sein Haus verlassen werde, und in der That kehrt sie sogleich zur Familie *Defos* zurück. *Naudié* trennt sich nun von seiner Gemeinde und den Seinigen, um als Missionar nach Afrika zu gehen, wohin ihn *Abraham* begleitet. Obgleich man sich für keine der Personen des Romans recht interessieren kann, muss man doch anerkennen, dass die Schilderung der protestantischen Theologen und ihrer Anhänger sehr treffend ausgefallen ist. — Neu sind: *bénisseur, se*, als Eigenschaftswort, segnend, segenertheilend, von den sich herabneigenden Zweigen der Buche gesagt; *carrièreisme*, die Sucht, unter allen Umständen, auch gegen seine Überzeugung, *Carrière* zu machen; *le grand Gallehaut*, d. i. *Galeotto*, Kuppler, aus der Lancelotsage, als solcher auch von *Dante* in der Erzählung von *Francesca da Rimini* erwähnt; Rod nennt so das Mitleid, welches zur Liebe führt.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Montégut, Maurice. *Rue des Martyrs, roman parisien.* Paris, Ollendorff 1898.

Beschreibung der verschiedenen Bewohner eines Hauses der im Titel genannten Strasse. Die hervorragenden Personen sind der Schriftsteller

Patrice Bauwilliers, der, zum Wohlthun aufgelegt und trübsinnig gestimmt, Schnurren und komische Erzählungen schreibt, weil er dadurch allein bei den Zeitschriften ankommt und zu Geld und sogar zu Ruhm gelangt, und *Laurence de Bertonie*, die, obgleich sonst käuflich, sich in den Schriftsteller verliebt, jeden andern Umgang aufgibt und seinetwegen sich die grössten Entbehrungen auferlegt. *Bauwilliers* hat nämlich, um sie und sich selbst zu erproben, für einen näheren Umgang sich und ihr einen Monat Aufschub auferlegt und ihr so lange alle Besuche untersagt. Gegen Ende dieser Frist sucht sie einen früheren alten Liebhaber auf, um Frau *Choumara* in demselben Hause, die ihr die grösste Not geklagt hat, zu Hilfe zu kommen; gerade an demselben Abend will der Schriftsteller zu ihr; als er erfährt, dass sie ausgegangen ist, lässt er durch die Dienerin ihr sagen, dass er sich von ihr entfernt halten wird. Daraufhin nimmt sie ihre frühere ausschweifende Lebensweise wieder auf, besonders mit einem gewöhnlichen Kerl, der trotz seines Geldmangels sich ihr zum Herrn aufwirft. Nach der durch *Villanot*, jenen früheren alten Liebhaber, veranlassten Festnahme des Strolchs wegen eines früheren Verbrechen, sowie seiner Genossen, die sich bei *Laurence* einquartiert hatten, wendet sich *Bauwilliers*, zumal da er erfahren hat, dass eine Anwandlung von Wohlthätigkeit sie auf ihre schlechten Wege zurückgeführt hatte, und deshalb seine Schroffheit bereuend, wieder zu ihr; er pflegt sie in einer Krankheit; sie stirbt von dem häufig wiederholten Schrecken, den der aus dem Gefängnis entlassene Strolch ihr durch Todesandrohung und lautes Brüllen vor ihren Fenstern einzuflößen weiss. Jene Frau *Choumara* hat zum Mann einen Gelehrten, der sich einbildet, durch Erfindungen eine angesehene Lebensstellung erringen zu können, und eine Tochter *Claudine*, welche die Familie durch Näherei ernährt. *Jeff Jordans*, ein in demselben Hause wohnender Belgier, der sich kümmerlich durch Sprachunterricht erhält, bringt dem Gelehrten ein ihm auf der Treppe verloren gegangenes Buch zurück, lässt sich von ihm in Chemie unterrichten und kommt bei seinem Lebensüberdruß auf den Einfall, durch Abbrennen von Explosivstoffen die Welt zu reformieren, den Armen dadurch gegen die reichen Unternehmer zu ihrem Rechte zu verhelfen; *Claudine* billigt alles, was er sagt, weil sie ihn liebt, und er selbst, obgleich in seinen Knabenjahren durch einen Unfall entmannt, fasst eine Neigung zu dem jungen Mädchen; sie steigt eines Abends zu ihm hinauf; er entkleidet sie, aber bei seiner Untüchtigkeit wird sie enttäuscht und verletzt und verlässt ihn erbittert. Sie verliert die Lust am Arbeiten, und die ganze Familie giebt sich aus Not den Tod durch Kohlendunst. *Jeff Jordans*, der sich und alle Menschen hasst, will, um sich zu rächen, durch eine Explosivbüchse die *Madeleine* mit den darin befindlichen Reichen in die Luft sprengen, kommt aber nur allein dabei um. Der in demselben Hause wohnende Maler *Faustin Varat*, dem *Bauwilliers* einen vorübergehenden Erfolg vermittelt hatte, gerät gerade dadurch in die Netze einer älteren, in Künstler aller Art verliebten, sehr reichen Baronin und ergiebt sich fortan dem Nichtsthun. *Bauwilliers* ist trotz des riesigen Erfolgs seines letzten komischen Romans niedergeschlagener als je, da er die Vorstellung nicht los werden kann, durch seinen Blick, ja durch seine blosse Anwesenheit überall, wie auch in diesem Hause, Unglück herbeizuführen: so beabsichtigt er denn, sich ganz von der Litteratur und von der Welt zurückzuziehen und in aller Stille und Einsamkeit auf dem Lande zu leben. — Wenn nicht wegen der geschilderten Personen und Ereignisse, empfehle ich doch wegen der Sprache das Buch allen denjenigen, welche von der Entwicklung und Neubildung des französischen Ausdrucks in Kenntnis bleiben wollen. Neu oder doch noch nicht in unsern Wörterbüchern verzeichnet sind: *ataviquement*, von den Urahnen her; *cocotte*, von einem Pferde gesagt; *troquet* abgekürzt aus *mastroquet*, gewöhnliche Weinschenke; *l'au-dehors* als Substantiv; *mendigo* (spanisch), Bettler, neben *tapeur*, Gelderpresser; *navet*

sagt ein Maler von seinem Bilde; *pitreries*, schlechte Spässe; *vibrance*, Schwingung, Durcheinanderschwirren von Einzelheiten eines Gemäldes; *galéjade* (provenzalisch), Aufschneiderei; *pépin*, Neigung, Vorliebe; *mistouche*, nicht bloss schlechter Scherz, sondern auch Verlegenheit, Elend; *coco* abgekürzt für *cocodès*, Liebhaber; *chass-d'Aff*, für *chasseur d'Afrique*; *fouterie*, Narrheit: *écrabouiller* für *écraser*; *purotin*, im Munde einer Dirne, der kein Geld hat; *la rebiffe*, Widerspenstigkeit; *poireauter*, im Munde eines gewöhnlichen Menschen, für *pirouetter*; *arbicots*, desgleichen, für *Arabes*; *poitriner*, sich in die Brust werfen; *renacle*, Widerwille; *ostentatoire*, pomphaft; *troncher*, nicht bloss küssen, sondern, allerdings im Munde eines Strolchs, köpfen; *empris, e*, vom nicht mehr gebräuchlichen *emprendre*, = *hanté, possédé*; *sulfonal*, Schwefelpräparat zum Betäuben; *s'immesurer*, unermesslich werden.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Rosny, J.-H. *Les Ames perdues*. Paris, Fasquelle 1899.

Der Verfasser nimmt, wie in seinem vorangegangenen Roman *L'Impérieuse Bonté*, in welchem ein junger Mann einen unwiderstehlichen Drang, Arme zu unterstützen, an den Tag legt, so auch in dieser Erzählung die sociale Frage zum Vorwurf seiner Darstellung. *Abel Roland*, der reich sein könnte, wenn er sich an seinen kinderlosen Oheim, einen Besitzer grosser Fabriken, der dem Kollektivismus seines Neffen abgeneigt ist, anschliessen und nachgiebiger zeigen wollte, verschmäht es, um vor seinen übrigen Mitmenschen nichts voraus zu haben. Er geht mit dieser Ansicht darauf aus, eine neue Moral zu gründen und selbst nach dieser zu handeln, in der Überzeugung, dass auf diese Weise das sociale Elend gehoben werden könne. Gleichwohl macht ihn seine Jugendgespielin *Marie-Louise Mouryès* bisweilen in seinem Streben unsicher, und ihr Vater, ein Vielleiter, den er eines Vormittags in dem Arbeitszimmer desselben erwartet, sucht ihn ernstlich aus seiner Anschauung herauszureissen und von dieser Entsagung loszumachen. Nach einer fruchtlosen Unterredung mit beiden und einem ärmlchen Imbiss geht er an demselben Abend in die Wohnung des alten Fräuleins *d'Ermeuse*, die den Krieg abgeschafft sehen möchte, wo er den Philosophen *Freyle*, der ihr darin beistimmt, und der sogar die ganze Tierwelt geschont haben will, und den Anarchisten *Beyssières* antrifft, der alles umzustürzen und neu zu gründen gedenkt; in der Nacht treibt *Roland* sich noch mit drei Anarchisten umher, von denen der eine, ein Zeitungsschreiber, wegen eines anarchistischen Aufrufs verurteilt zu werden erwartet. Man sieht schon hieraus, dass es dem Verfasser darum zu thun gewesen ist, sämtliche Pläne der Verbesserung oder wenigstens Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung in seinen Personen einander gegenüber zu stellen. *Roland* schwankt zwischen seinen Vorsätzen, die Selbstaufopferung zum Besten der Massen auszuüben und dem Wunsch, reich geworden, *Marie-Louise* zu heiraten: ein neuer Besuch bei *Mouryès* vermehrt seine Unschlüssigkeit. Zuletzt glaubt er, die Liebe zu dem jungen Mädchen mit der in ihm wuchernden Pflicht der Volksverbesserung vereinigen zu können: er erklärt sich; sie gesteht, dass er ihr mehr wert ist als irgend ein junger Mann, erbittet sich jedoch Bedenkzeit und spielt ihm eine Beethovensche Sonate vor. Ein paar Tage darauf sagt sie ihm ihr Jawort. Aber *Mouryès*, der es billigt, dass *Roland* die durch einen langen Ausstand geschädigten Arbeiter der eben von ihm ererbten Fabriken seines Oheims reichlich unterstützt und ihren Lohn erhöht, versagt ihm, als er hört, dass er den grössten Teil des baren Vermögens zu Stiftungen für die Arbeiter verwendet hat, die Genehmigung zu der Verheiratung mit seiner Tochter, und diese, obgleich sie ihn liebt, verzichtet auf die Ehe mit ihm, befürchtend, in Armut geraten zu können. Unterdessen verlässt *Beyssières* seine Geliebte und den

mit ihr erzeugten Knaben, so sehr er auch beide liebt, um dem unwiderstehlichen Verlangen zu folgen, irgend ein Zerstörungswerk zu verüben; nach langen Vorbereitungen und Unschlüssigkeiten führt er es gegen den Senat im Luxembourg aus: die von ihm in den Saal geschleuderte Bombe tötet einen Zuhörer und verletzt mehrere andere, aber keinen Senator; er, der es mit dem Leben anderer so leicht genommen hatte, sucht durch dreiste Vertauschung von Kleidungsstücken und freche Lügen das seinige zu retten. Überführt wird er vor Gericht gestellt, wo er seine Handlungsweise zu rechtfertigen unternimmt; verurteilt wird er hingerichtet, wobei er ruft: „Es lebe die Anarchie!“ Der Bericht über die Gerichtssitzung ist genau nach dem Muster der Verhandlungen abgefasst, wie sie bei wirklichen Vorgängen sich abwickeln. Dies bildet etwa den Schluss des Buches. Manche Episoden desselben haben mit den beiden Erzählungen gar keinen Zusammenhang; so der Besuch des Fräuleins *d'Ermeuse* bei dem deutschen Kaiser, allerdings hier *Frédéric-Louis* genannt, den sie für ihre Friedensbestrebungen gewinnen will, und der sie angeblich auffordert, die Bücher, welche zu diesem Zweck veröffentlicht werden, ihm einzusenden. Das alles soll nur dazu dienen, die reformatorischen oder anarchistischen Gruppen der *mystères de Paris* hinzustellen, für welche der Verfasser schwerlich eigene Anschauung mitbringt, so dass er überhaupt nicht Menschen, sondern Theoriepuppen schildert. Wie in dem vorangegangenen Werk hat der Verfasser auch hier versucht, Seelenstimmungen durch Naturvorgänge zu verdeutlichen; da er aber dazu bisweilen mehrere ganz verschiedene Vorgänge herbeizieht, macht er sie weniger anschaulich, als es ohne den Vergleich der Fall sein würde. *Roland* sowohl wie der Philosoph *Freyle* finden, dass die bisherige Sittenlehre, welche die Tötung vieler im Kriege, wie die Unterdrückung der Arbeiter durch die Fabrikbesitzer gestattet, wie auch die herrschenden Religionen unzulänglich und verbraucht sind und durch andere ersetzt werden müssen. Wenn ich hiernach das neueste Buch *Rosnys* nicht durchweg loben kann, so empfehle ich es jedoch denen, welche über neues Gestalten der Satzfügung, sowie von manchen noch nicht in den Wörterbüchern verzeichneten Ausdrücken Kenntnis nehmen wollen. Der Art sind: *l'amoralité*, das Fehlen aller Moralprincipien; *période amonale*, eine Zeit, in welcher alle Principien der Moral fehlen; *anthropométrie*, zum Messen der Körperverhältnisse bestimmt; *le pastorisme* die Methode *Pasteurs*; *sergot* für *sergent*; *théoriste* neben *théoricien*; *dépistage*, Aufspürung; *dormassant*, sculäfrig; *butement* für das übliche *butage*; *fi-trement*. Der Verfasser schreibt *les idéals* statt des gebräuchlichen *les idéaux*; *l'âme-une* ist für ihn die einheitliche, nur auf einen Zweck gerichtete Seele; *possibiliste* ähnlich dem *opportuniste*; *emblave* nennt er ein kleines Kartoffelfeld; *rue-kosmos*, eine sehr belebte Strasse; von lateinischen Wörtern *l'aura*, der Lufthauch, und *l'urus* neben dem gleichbedeutenden deutschen *l'Aurochs*; englisch *poor soul*. Sehr auffallend ist S. 21 *Aussi bien prétendé-je* statt *prétends-je*.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Loti, Pierre. *Reftets sur la sombre route.* Paris, Calmann-Lévy 1899.

Betrachtungen, Beschreibungen einzelner Gegenden des Baskenlandes, Beobachtungen an Hunden und Katzen, Schilderung des Zustandes von Madrid beim Ausbruch des Krieges mit Nordamerika, namentlich aber ausführlicher Bericht über seinen Besuch der Osterinsel, die von wenig zahlreichen Wilden bewohnt, selten von Europäern betreten wird; hier finden sich kolossale, steinerne, aus uralter Zeit herrührende Bildwerke von Göttern, welche grösstenteils zerbrochen auf dem Boden liegen; den Rumpf einer dieser Kolossalfiguren hat man abgesägt und nach Paris gebracht, wo er am Eingang des *Jardin des plantes* aufgestellt ist. Auffallend ist es, dass in

dem ersten Aufsatz, *Nocturne*, *Loti* die Vermutung ausspricht, dass neben oder aber über dem Gott unseres Sonnensystems eine andere oder viele andere vielleicht höhere Gottheiten in den verschiedenen Sonnensystemen vorhanden sein können. In dem Aufsatz über Madrid wird das bei dem deutschen Gesandten befindliche Bild, dessen Entwurf von dem Kaiser Wilhelm II. herrührt, die gebildeten Völker in der Abwehr morgenländischer Barbaren, kurz beschrieben und der Kunstsinn des Kaisers gebührend gerühmt. Den Schluss des Buchs bildet ein Dithyrambus auf das Meer, veranlasst durch *Michelets* Schrift *La Mer*. Wenn auch die meisten dieser Aufsätze dem Inhalt nach unbedeutend sind, werden sie doch durch die lebenswürdige Art, in welcher der Verfasser sie vorbringt, alle lesenswert. Neu ist *domestiqué*, von Sachen gesagt „einheimisch geworden“ und wegen dieser Neuanwendung schräg gedruckt.

BERLIN.

H. J. HELLER.

France, Anatole. *L'Anneau d'améthyste*. Paris, Calmann-Lévy 1899.

Zur *Histoire contemporaine* gehörig und Fortsetzung der früher erschienenen *L'Orme du mail* und *Le Mannequin d'osier*. — Weniger ein Roman als eine Vorführung von Persönlichkeiten verschiedener gebildeter Klassen: die aus jüdischer Geburt Katholikin gewordene Frau *de Bonmont* (Gutenberg) schickt, um für ihren Sohn die gewünschte Teilnehmerchaft an den Jagden des Herzogs *de Brézé* zu gewinnen, ein kostbares goldenes Hostiengefäß zum Gebrauch des *abbé Guirel* in der im herzoglichen Park gelegenen kleinen Marienkapelle; und der Sohn derselben veranlasst sie, wie durch einen Bekannten die Geliebte desselben, Frau *de Gromance*, bei dem Kultusminister für die Ernennung des *abbé Guirel* zum Bischof von *Tourcoing* vorstellig zu werden, weil er durch diesen es hofft, zu den Jagden des Herzogs zugezogen zu werden. In der That wird durch die Empfehlungen dieser Frauen beim Neffen des Ministers und Vorsther seines Bureaus, der solche Angelegenheiten für ihn besorgt, der *abbé* zum Bischof gewählt, nachdem er noch den Geliebten der Frau *de Gromance* ihr gefügiger zu machen bemüht gewesen war; aber der von ihr für den neuernannten Bischof gekaufte kostbare Amethystring wird bei dem Geliebten, hinter dem *Esterhazy* zu stecken scheint, infolge einer wegen Schulden vorgenommenen Pfändung in Beschlag genommen. Ausserdem wird der nunmehr von seiner Frau getrennte und zum Professor ernannte *Bergeret* wieder vorgeführt, und hier als Untersucher der Seele eines ihm geschenkten Hundes, als Leugner der Unsterblichkeit der Menschenseele und als überzeugt von der Unschuld des *Dreyfus* und dafür wie sein gleichgesinnter Rektor von der Menge verhöhnt, während der gut religiöse und legitimistische Herzog den verurteilten Hauptmann schon als Juden hasst und für schuldig hält. Als Bischof zeigt sich *Guirel* weniger gettig als früher: er richtet an den Präsidenten der Republik einen offenen Brief, in welchem er ihm erklärt, dass er wie seine Geistlichkeit gegen die am kirchlichen Vermögen und Einkommen verübten Erpressungen des Staates Widerstand leisten wird; daraufhin wird durch einen Ministerrat beschlossen, ihn wegen Missbrauchs seiner Amtsgewalt zu verfolgen. *Anatole France* ist zu objektiv, um bei der Vorführung dieser Personen seine eigenen Ansichten zu verraten; nur merkt man leicht, dass er von den jetzigen Zuständen Frankreichs wenig befriedigt sein kann.

BERLIN.

H. J. HELLER.

Rosny, J.-H. *L'Impérieuse Bonté*. Paris, Plon.

Jacques Fougeraye, in der Lackfabrik eines Vororts von Paris angestellt, der von Jugend auf den Traum gehegt hat, den Armen zu Hilfe zu

kommen, und dem es geglückt ist, beim Brande der Fabrik Leute und Sachen zu retten, verliert bei diesem Unglück den Rest seiner Habe und seine Stellung. Nachdem er vergeblich in der Provinz eine Beschäftigung gesucht hatte, kehrt er nach der Hauptstadt zurück, trotz des eigenen Elends immer noch an die Linderung der Not der Armen denkend. Der reiche *Dargelle* stellt ihn an, um Erkundigungen einzuziehen, wie er seine Wohlthätigkeit nützlich bethätigen könne; dadurch hat er Gelegenheit, das Elend vieler Arbeiterfamilien kennen zu lernen und augenblickliche Not zu beseitigen. Und dies ist der Hauptzweck des Buchs; Zustände solcher Art wegzuräumen, erklärt der Verfasser für eine gebieterische Pflicht; man kann demnach den Roman einen socialistischen nennen. Die Anwendungen zur Wohlthätigkeit rühren bei *Dargelle* von seiner Besorgnis her, gänzlich taub zu werden; da er aber die klare Stimme *Jacques'* gut versteht, kommt er zu grosser Vertraulichkeit mit dem jungen Mann, dem er sogar seine Utopien verzeiht, und das besonders, da seine Frau von seiner angehenden Taubheit Missbrauch macht; so liebt er sie denn nicht und sie nicht ihn; sie gerät dagegen in eine Leidenschaft für *Jacques*, die er zuletzt teilt, ohne dass daraus eine enge Beziehung entsteht; dieser erfolglose Traum, endlich einmal wirklich geliebt zu werden, untergräbt ihre Gesundheit; sie führt ihren Tod durch Gift und Kohlendunst herbei; in ihrem Testament hat sie *Jacques* das ausgesetzt, was er für die ihr bekannten Wohlthätigkeitszwecke nötig haben würde. Die Ausführlichkeit, mit welcher die Entstehung dieser gegenseitigen Neigung geschildert wird, zeigt, dass der Verfasser in diesem Teil des Romans psychologischer Schriftsteller sein will. *Dargelle* geht nunmehr bereitwilliger noch als früher auf *Jacques'* Pläne ein. Die Witwe und die drei Söhne eines Angestellten der Fabrik, der beim Brande durch Rettungsarbeiten eine schon vorhandene Krankheit verschlimmert hatte und bald darauf gestorben war, geraten in das tiefste Elend und werden von ihren Verwandten im Stich gelassen; *Jacques*, der sie lange gesucht hatte, wird endlich auf ihre Spur gebracht und zwar durch *Dargelles* fortgesetzte Erkundigungen; sie erhalten Aufnahme in das Haus dieses Wohlthäters. Die Erzählungsweise des Verfassers wird oft dadurch undeutlich, dass er alle Augenblicke Seelenstimmungen durch die verschiedensten Naturerscheinungen erläutern will. Das Buch ist nur denjenigen zu empfehlen, welche sich über manche Zustände der Pariser Armenpflege weiter unterrichten wollen, sowie denjenigen, welche die Neuentwicklung der Sprache in Wortbildung und Satzfügung verfolgen, eine Entwicklung, welche ich weder zu billigen noch zu missbilligen mir herausnehme. Neu sind: *houler*, wogen, *anaconda*, Riesenschlange; *dormissement*, Schläfrigkeit; *violescence*, Bläulichkeit, z. B. *des lèvres*; *microbière*, Mikrobenstätte, auch *microbien*, ne, was auf die Kleintiere Bezug hat; *sourdir*, matt hervorbrechen, von der Morgenröte und vom Schweiss; *reverdis*, Frühling; *daltonique*, farbenblind; *mondial*, von der Welt oder Natur abhängig, z. B. *appareil mondial*, ein von der Bewegung der Erde getriebener Apparat; *aucuba*, japanische Aucuba, zu derselben Pflanzenfamilie gehörig wie unser Kornelkirschbaum; *ramusculaire*, Zweige ausbreitend; *pariatisme*, Stellung des Paria; *blasement*, Abgestumpftheit, Blasiertheit; *ancêtre* als Adjektiv, z. B. *douceur ancêtre*, und ähnlich *l'âme enfant*; *pianotement*, das Leisegehen, z. B. des Herzs Schlagens; *érotomane* statt des sonst üblichen *érotomaniaque*; *silencier*, zur Ruhe bringen; *pleuvement*, Regenguss; *asepsie*, Bewahrung vor Fäulnis; *hallucinatoire*, auf Sinnes-täuschung oder Einbildung beruhend; *hyperfluidique*, überschäumend; *petromyzon*, die lateinische Benennung der Lamprete. Aus dem Englischen *shakers*, *babies*; aus dem Spanischen *le rio*, der Fluss.

BERLIN.

H. J. HELLER.